Die Erbin von Bornholm.

Am Scheidewege.

Zwei Erzählungen

von

Theodor Mügge.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1862.

Die Erbin von Bornholm.

Erstes Kapitel.

An einem fast sommerwarmen Märztage des Jahres 1848 hielt ein Wagen, in welchem zwei Herren saßen, auf einer Höhe, von der sich ein Hohlweg niederzog in die liebliche Landschaft Angeln im Herzogthume Schleswig.

Es war ein holsteiner Halbwagen, wie er in diesem Lande gebraucht wird, wo die Wege tief und schmal sind. Der Kutscher ließ die mächtigen Pferde verschnaufen, während die beiden Herren nach allen Seiten umhersahen und in dänischer Sprache ihre Unterhaltung führten.

Man konnte meilenweit über ein wunderbares Gewimmel von kleinen Thälern, Höhen und Gründen und hellleuchtenden Saatfeldern schauen. Im Rücken lag die blaue schimmernde Ostsee, welche zwischen Inseln und Halbinseln sich mit waldigen Buchten in's Land gewühlt hatte. Große Schiffe zeigten ihre Segel,

ein Kriegsfahrzeug mit flatterndem Danebrog und hohen schwankenden Masten kreuzte in weiter Ferne, und von den runden Felsenthürmen des Sonderburger Schlosses prallte die Frühlingssonne zurück. Vor den Blicken der beiden Herren aber lag der große Garten von Angeln in seiner jungen Herrlichkeit, denn obwohl es noch früh im Jahre war, hatte das ungewöhnlich milde, warme Wetter überall schon Leben in Feld und Wald geweckt.

Das reich bebaute Land zwischen üppigen Waldhügeln, welche dunklen Inseln gleich auf dem Meere grünender Saaten schwammen, war von unzähligen Hecken durchschnitten und in unregelmäßige breite und schmale Stücke getheilt. Große Höfe und kleine Dörfer lagen überall zerstreut, Kirchthurmspitzen stiegen zwischen den Hügeln auf, das Menschenleben nestelte sich reich an allen Berglehnen und Gründen fest.

„Dies Angeln," sagte der jüngere der beiden Herren lächelnd, „sieht aus wie eine Fleisch gewordene Idylle. Man sollte meinen, nur arkadische Schäfer könnten darin wohnen."

„Und doch hausen Wölfe in Schafskleidern hier," erwiederte der ältere Herr, „auch ist es von jeher weit mehr blutig als lustig darin zugegangen. So grün und lieblich dies reiche Ländchen zwischen der Schlei und dem Flensburger Meerbusen und zwischen dem

blauen Meere dort nach dem dürren Landrücken in der Mitte Schleswigs aussieht, so starrköpfige und verwegene Gesellen haben von jeher darin gehaust. Es ist die älteste Völkerwiege Europa's, der Tummelplatz kämpfender Nationen. Von hier sollen die Cimbern ausgezogen sein, als sie das große Westreich der Römer erschütterten; aus diesen Thälern gingen die Sachsen hervor, welche England eroberten; auf diesen Grenzhaiden dort drüben wurde manche Schlacht geschlagen mit Jüten und Dänen, und als der deutsche Adel sich längst in Angeln festgesetzt hatte, waren die Buchten und Küsten noch voller Raubnester für Seeräuber, die sicheren Schlupfwinkel der berüchtigten Vitalienbrüder."

„Wären wir nur," rief der andere Herr, „der starrköpfigen und verwegenen Rotten, welche uns jetzt mit ihren Raubanschlägen plagen, eben so los und ledig, wie der Schnapphähne der alten Zeit. — Ihr habt Euch diese aufrührerischen Advokaten und Bauern über den Kopf wachsen lassen; nun sind wir an den Punkt gekommen, wo das Eisen biegen oder brechen muß. Wo wohnt Lembek?"

„Dort jenseits des Thales an der Berglehne."

„Ist es etwa der Hof dort?" fragte der Herr. „Wie viel Bescheidenheit gehört dazu, so tief hinab zu steigen. Aber auch darin habt Ihr Unrecht gethan;

Ihr habt ihn aufgegeben, ihn mit Spott behandelt und gezwungen, eine Art Bauernkönig zu werden."

„Sie urtheilen falsch, Herr Etatsrath von Scheden," erwiederte hierauf der ältere Herr. „Heinrich von Lembek ist der Sohn meines alten Freundes. Als er Regierungsrath war, hegte ich große Erwartungen von ihm und seiner Zukunft. Statt dessen nahm er Theil an dem verwirrenden Streite, ließ sich mit Unruhestiftern ein, schrieb für die schleswig-holsteinischen Rechte und brachte es dahin, daß er entlassen wurde. Mit Allem, was er hatte, kaufte er nun den Hof, welchen wir hier vor uns sehen, und wurde ein Bauer, das heißt ein Bauer, wie die Hufner in Angeln es sind: wohlhabende Gutsherren, die sich besser stehen, als in anderen Ländern große Grundbesitzer. — Das Gut ist ein Zweihufengut, er kaufte es nicht theuer, und jetzt ist es wenigstens 40,000 Thaler werth."

„Lembek ist also in guten Umständen?"

„Er ist immer ein Mann von Willen und That gewesen," erwiederte der Begleiter, „und hat dies auch hierbei bewiesen. — Ein fleißiger Landwirth ist er geworden, das hat seinen Anhang und sein Ansehen vergrößert. Aber mit der Advokatensippschaft in Schleswig und Kiel steckt er nun erst recht unter einer Decke. Auf seinem Grund und Boden werden Volksversammlungen gehalten, die Bank für die Herzogthümer hat

er mit zu Stande gebracht, überall, wo es Etwas gab, war er dabei, und daß ich nun Nichts mehr mit ihm zu schaffen haben konnte, werden Sie begreiflich finden."

„Sehr begreiflich," sagte Herr von Scheden. „Aber fruchteten denn keine Vorstellungen? Sie mußten Ihr väterlich freundschaftliches Ansehen brauchen, Baron Alfeld."

„Sie kennen Lembek nicht. Ich habe nur Aerger davon gehabt. Mit dem kältesten Blute von der Welt hat er mir meine verrotteten Vorurtheile vorgeworfen, meine dänenfreundliche Gesinnung."

„Ohne Zweifel die größte Ehre, welche er Ihnen erzeigen konnte."

„Das meint meine Nichte Ida auch, die mich dringend gebeten hat, jede Berührung mit ihm zu vermeiden."

„Ein Zeugniß für ihr richtiges Gefühl," sagte der Etatsrath. „Hat Fräulein Ida ihn häufig gesehen?"

„Sie ist vor Jahren schon oft genug bei unseren Streiten gegenwärtig gewesen, und zu jener Zeit war Lembek ein Freund, der viel bei ihr zu gelten schien, bis er endlich mit Allen brach, die ihm wohlwollten. Damals war Ida noch ein halbes Kind, kaum fünfzehn Jahre alt, dann lebte sie bei der Tante in der Propstei, wie sie wissen, aber seit den acht Wochen, wo sie wieder bei mir ist, hat sie ihn nicht sehen mögen,

denn sie hat genug von ihm gehört, um ihren Widerwillen zu verstärken."

„Wir sympathisiren vollkommen," rief Scheden, „dennoch ist es mir lieb, wenn wir ihn in seiner Höhle aufsuchen — Sie thun es nicht gern, Herr von Alfeld, ich auch nicht, allein ich muß sehen, was mit ihm anzufangen ist. Unsere alte Freundschaft erlaubt uns, offen mit ihm zu reden, und wenn er nicht alle Vernunft verloren hat, läßt sich vielleich noch Etwas anfangen. Jedenfalls ist es meine Pflicht, mich ernstlich um ihn zu bekümmern."

Die letzten Worte wurden mit Nachdruck gesprochen und von einem bedeutsamen Lächeln begleitet.

„Gut," sagte der Baron, „ich habe es Ihnen versprochen und will ihm nochmals die Hand bieten."

„Aber vorsichtig! Wilde Thiere zähmt man durch Streicheln," lachte der Etatsrath.

Der Baron befahl seinem Kutscher, den Weg hinunter und nach dem Hofe, den er nannte, zu fahren. Der Wagen senkte sich in die Tiefe, und bald befand er sich zwischen den Hecken auf einem schmalen und unangenehmen Wege. Zu beiden Seiten waren Gräben gezogen, aus deren Erde wohl drei Fuß hohe Wälle aufgeworfen waren, auf welchen dichtes Strauchwerk von Espen, Birken und Hagebuchen stand. Einzelne höhere Bäume ragten daraus hervor und streckten ihre

kahlen Aeste über den Weg aus, der von den Wällen und Hecken wie von Mauern eingefaßt war. Es kostete den Pferden Mühe, den Wagen auf dem klebrigen und nassen Lehmboden fortzuschaffen; dann und wann schwankte das Fuhrwerk bedenklich, und Herr von Scheden versicherte mit einem derben Fluche, daß man in dieser paradiesischen Völkerwiege mit aller Bequemlichkeit den Hals brechen könne.

„Es ist überall so im Lande Angeln," sagte Alfeld. „Landstraßen haben wir nicht; diese Hecken, Graben und Wälle, diese schmalen, tiefen Wege und die zahllose Menge der Fußsteige, welche nach allen Richtungen hin zwischen den Ackerstücken laufen, und deren Ziel und Ende nur den Eingebornen und Eingeweihten bekannt sind, bilden eine Eigenthümlichkeit, die wirklich Angeln zu einer Art Vendée macht."

„Nur fehlen die Vendéer darin, die begeisterten Männer für ihren König und ihren Glauben," erwiederte sein Begleiter. Er sah in das Heckengewirr und sagte dann nachdenklich: „Allerdings aber ist es wahr, daß wenn eine Anzahl tapferer Männer, die einen entschlossenen Anführer haben, sich hier vertheidigen wollte, sie einem ganzen Heere Widerstand leisten könnten."

Der Wagen war inzwischen in einen Seitenweg abgebogen, hatte dessen höheren Grund erreicht und

rollte jetzt rasch dem Hofe entgegen, welcher auf einem Vorsprunge an der Bergseite lag.

Es schien ein langgestrecktes, mit Hecken umgebenes Gebäude, von Fruchtbäumen und Gartenanlagen eingeschlossen.

Nicht so groß und stattlich zwar, wie viele der Häuser dieser reichen Hufner sind, überragte es doch mit seinem hohen Ziegeldache die Stallungen und Scheunen der Hoflage, welche zu beiden Seiten sich ausdehnten und ungemein sauber und ansehnlich aussahen.

Als der Wagen an der Hofthüre hielt, steckten sich ein Paar Köpfe aus Ställen und Kammer, aber sie zogen sich gleich wieder zurück und ließen die Fremden unbehindert in's Haus treten.

„Es scheint, wir finden ein leeres Nest," sagte Herr von Scheden verdrießlich.

„Nicht also," erwiederte der Baron, indem er auf die Thüre im Hintergrunde der kleinen Vorhalle deutete. „Er ist im Pesel, das heißt im großen Wohn- und Empfang-Zimmer, und hat Besuch, denn ich höre mehrere Stimmen."

Der Etatsrath öffnete die Thüre und warf einen raschen Blick hinein. Er sah ein großes Gemach mit sauber gestrichenen Wänden und hellen, hohen Fenstern, die nach dem Garten hinaussahen. Ein alterthüm-

liches großes Schreibspind von Nußbaumholz stand an der Wand, an deren einen Seite ein Schrank voller Bücher und Papiere. Gardinen von buntem Zitz, ein Spiegel in Goldrahmen, polirte Tische, ein bequemes Sopha brachten modernen Luxus hinein und gaben dem Ganzen ein heiteres und wohnliches Aussehen; in der Mitte des Zimmers aber standen zwei alte Leute in langen, blauen Röcken, der gewöhnlichen Bauerntracht, zwischen ihnen ein junger Bursche, der den Arm um eine hübsche Dirne gelegt hatte und ganz glücklich aussah; vor diesen Beiden endlich ein Mann in blauer Friesjacke mit rothem Futter, welcher sein ernstes, ausdrucksvolles Gesicht dem jungen Manne zuwandte und, indem er dessen Hände in den seinen hielt, mit seiner markigen Stimme zu ihm redete.

Einige Augenblicke blieb das Oeffnen der Thüre unbemerkt, die Handlung wurde daher durch Nichts gestört.

„So müssen Männer thun, die das Rechte wollen," sagte der Sprecher. „Wie es auch schwer ist, gegen Vorurtheile anzukämpfen und sich selbst zu bezwingen, das eben zeigt den richtigen Mann an, wenn er die Stimme der Natur höher achtet, als was der Hochmuth der Menschen sagt.

„Nimm denn die Anna hin, Ludolf, Du wirst eine wackere Frau haben, besser als Viele, die reicher sind

und sich mehr dünken. Bezahlt es Euch durch Liebe und Treue in aller Noth, was Ihr gelitten habt, und denkt daran, was Euch geschehen ist, wenn es gilt, Anderen gerecht zu sein."

„Wenn es auf's Danksagen ankommt," sprach der eine der Männer, „so müssen wir insgesammt Ihnen dankbar sein, Herr Lembek. Ich glaube, ich hätte es nimmermehr überwunden, und denke immer noch daran, wie Manche den Kopf schütteln werden, wenn sie es hören. Aber mein Wort ist ein Wort. Sie haben es so abgemacht, und was Sie gethan haben, ist gut gethan, das wissen wir Alle. Gereuen wird's mich nicht, das soll Niemand sagen."

„Wohlgesprochen, Petersen," erwiederte der Hofbesitzer, ihm die Hand schüttelnd. „Was ein Mann thut, soll immer so gethan sein, daß er es niemals zu bereuen hat."

Bei den letzten Worten wandte er den Kopf nach der Thüre, und voll Ueberraschung sagte er: „Ist es möglich? Scheden! wenn ich recht sehe."

„Es ist Dir doch lieb, mich zu sehen?" fragte der Etatsrath ihn auf's Herzlichste begrüßend. „Wir sind lange nicht beisammen gewesen, Lembek, und finden uns unter veränderten Umständen wieder. Doch ich bin nicht allein," fügte er umblickend hinzu. „Hier ist der Herr von Alfeld, Dein alter Gönner und Freund.

Ich habe ihn bewogen, mich zu Dir zu begleiten, was Dir gewiß lieb sein wird."

„Es könnte mir Nichts lieber sein," erwiederte der Hofbesitzer, indem er den Baron freundlich anblickte, der ihn ziemlich kalt grüßte.

„Wir stören Dich in Geschäften," fragte Scheden.

„Mein Geschäft ist abgemacht," war die Antwort. „Ich habe nur zwei gute Freunde und Nachbarn, die ihre Kinder verheirathen wollten, mit meinem Rath und Beistand unterstützt."

„Das heißt also, ein glückliches Paar gemacht?"

„Ja, Herr," sagte der, welcher Petersen hieß, „das hat unser Nachbar gethan, und hat es besser gekonnt als Advokaten und Pfarrer."

„Er hat uns vor den Advokaten bewahrt," fiel der Andere ein.

„Unser Geld uns erhalten," sagte Petersen.

„Und denen beigestanden, die in Noth waren, wie er immer thut," rief der junge Mann mit einem warmen Blicke.

„Ich sehe," sagte Herr von Scheden fein lächelnd, „Du bist noch immer der Mann des allgemeinen Vertrauens."

„Gott Lob," erwiederte Lembek, „niemals habe ich dies Vertrauen getäuscht. Hier handelt es sich aber um eine ganz einfache Sache. Diese beiden wackeren

Leute, der Hufner Petersen und der Käthner Ludwig, hatten Streit über ein Stück Land und alte Gerechtsame. Ludwig's Tochter, Anna, ist seit Jahren in meinem Hause, und führt die Wirthschaft zu meiner größten Zufriedenheit. Petersen's Sohn ist so wacker und tüchtig, wie Wenige; es konnte kaum anders kommen, daß sie sich lieb gewannen. Dennoch blieben allerlei Bedenken, denn es kommt selten vor, daß eines Hufners Sohn die Tochter eines Mannes heirathet, der kaum zwanzig Tonnen Land besitzt."

„Gewiß," fiel Scheden ein, „ich kann mir denken, daß sehr Vieles dabei in Betracht kommt."

„Um so erfreulicher ist es," sagte Lembek, „daß diesmal alle Vorurtheile überwunden wurden. Mein Freund Petersen war hartnäckig genug; ich wurde Schiedsrichter in dem Land- und Geldstreite. Das Geld wollte er willig geben, was ich ihm aberkannte, obwohl es sich um mehrere tausend Thaler handelte, aber des Sohnes Flehen nicht erfüllen. Nun haben die Bitten der Kinder und die Vorstellungen guter Leute mich auch darin zum Schiedsrichter gemacht," fuhr er fort, „und eben kommst Du zu rechter Zeit, um Zeuge meines Urtheils zu sein. Ludolf wird Anna heimführen, das Geld aber, das Petersen zahlen muß, wird das Heirathsgut seiner Schwiegertochter sein."

„O weiser Salomo!" rief Scheden lachend, „das

ist ein Vergleich, bei dem alle Theile gewinnen. Ich bin überzeugt, daß er Freude und Glück verbreitet."

„Mehr, als Du denken kannst," sagte der Hofbesitzer ruhig.

„Aber wir sind fertig und bedürfen weder Schrift noch Siegel. Unser Handschlag reicht hin, und mein Amt ist aus."

Er gab den Männern die Hand, und nach kurzer Zeit entfernten sich diese, nachdem sie beredt ihren Dank wiederholt hatten, der aus jedem Worte und jedem Blicke sprach.

Der Baron hatte sich während der ganzen Zeit still verhalten. Er saß auf einem Stuhle am Tische, kreuzte die Arme und hörte geduldig zu. Zuweilen richteten sich die Augen der Bauern auf ihn, und nicht allzu freundlich wurde er angesehen.

„Gottes Dank zum letzten Male, Herr Lembek," sagte der junge Ludolf beim Abschiede. „Wenn je was geschehen sollte, wo ich's zeigen könnte, wie mir um's Herz ist, mag's Gut und Blut kosten, ich will nicht fehlen."

Lembek begleitete seine Gäste, und mit einem finstern Lächeln sagte der Baron: „Da haben Sie ein zufälliges Pröbchen, welchen Einfluß er ausübt. Es ist unerhört hier, daß ein Hufner seinen Sohn an eines Kathenmannes Tochter giebt. Eine solche Mißheirath

wird als die größte Familienschande betrachtet, mehr verachtet, wie selbst in unserem Stande. Er bringt es dahin, daß alte Sitten und Satzungen überall Nichts mehr gelten, und nennt es Vorurtheile, wie er Alles so nennt, was ehrwürdig und heilig gehalten wird. Und diese zähen Bauern machen ihn zum Schiedsrichter über Geld und Gut nicht allein, sondern selbst über ihr Familienwohl und ihre Ehre. Uns würden sie keinen Pfennig anvertrauen; was wir ihnen riethen, würden sie schon um deshalb nicht thun. Haben Sie die Blicke nicht gesehen, mit denen sie mich anglotzten? Haben Sie wohl bemerkt, wie der Junge mich ansah, als er gelobte, Gut und Blut für seinen Messias in die Schanze zu schlagen?"

„Ich habe Alles gesehen, lieber Alfeld," erwiederte Scheden, „aber um's Himmels Willen, jetzt keine Empfindlichkeit. Seien Sie freundlich zu Lembek, wir müssen genau wissen, woran wir mit ihm sind; da kommt er."

Der Hofbesitzer kehrte zurück. Er sah stolz und freundlich aus, und in seinem offenen männlichen Gesicht lag eine wohlbewußte Ueberlegenheit, als er die beiden Herren nochmals willkommen hieß. Aus einem Wandschranke nahm er eine Flasche Wein und Gläser, schenkte ein, stieß mit ihnen an und setzte sich zu ihnen.

Nach einigen raschen, allgemeinen Fragen sagte Scheden: „Ich sehe es Dir an, Lembek, Du bist erstaunt, uns hier zu sehen. Und wer hätte es auch denken sollen, daß ich einmal den jungen, eleganten Regierungsrath Lembek in der blauen, rothgefütterten Jupe eines Bauern in Angeln wiederfinden würde, wie er die Händel seiner Freunde in den langen blauen Röcken schlichtet."

„Du weißt wohl," erwiederte der Hofbesitzer ohne alle Verlegenheit, „daß die Verhältnisse und mein Wille mich zu dem gemacht haben, was ich jetzt bin. Ich fühle mich in meiner Jupe ganz zufrieden, und wie Du eben gesehen hast, besitze ich das Vertrauen Derer, die Du meine Freunde in langen Röcken nennst, in weit höherem Grade, als früher meine Freunde in kurzen Röcken und Glacéhandschuhen es mir schenkten."

„Und auch jetzt," rief Scheden, „giebst Du Dich so harmlosen Beschäftigungen hin, Mädchen unter die Haube zu bringen, während ich meinte, Du würdest mitten in der politischen Bewegung stecken, welche alle Köpfe ergriffen hat. — Du bist in die Landesversammlung gewählt worden?"

„Man hat mich gewählt," sagte Lembek.

„So wirst Du zu den „Erleuchteten" gehören," fuhr Herr von Scheden mit spöttischer Betonung fort, „die berufen werden sollen, um die neue, seligmachende

Verfassung für das deutsche Herzogthum Schleswig auszuarbeiten."

„Ich fürchte," erwiederte der Hofbesitzer, „daß es dazu gar nicht kommen wird."

„Warum denn nicht?"

„Weil sehr wahrscheinlich der Fanatismus Derer, die das Aeußerste wollen, es verhindern dürfte."

„Ich freue mich Deiner Gesinnung, lieber Lembek," sagte der Freund, „und leugne es nicht, ich habe Dich in der Absicht aufgesucht, Dir dringende Vorstellungen zu machen."

„Mir?" fragte Lembek. „So laß denn hören."

„Nicht hier und nicht jetzt," antwortete Scheden; „hier habe ich eine andere Mission. Du hast Dich von allen alten Freunden zurückgezogen, das ist nicht recht und nicht gut, Lembek. Hier ist Baron Alfeld, Dein wärmster Beschützer, der viel für Dich gethan hat. Ich weiß, was Meinungsverschiedenheiten unter Männern thun, welche Trennungen sie hervorbringen, welche Verbindungen sie auflösen, aber in diesem Augenblicke, wo unserem gemeinsamen Vaterlande die größten Gefahren drohen, sollen Alle, die Herz und Kopf auf der rechten Stelle haben, beisammen stehen."

„Noth thut es," sagte Lembek.

„Ich habe Kopenhagen verlassen," fuhr Scheden

fort, „weil ich die Stürme dort kommen sehe. Ich bin noch immer Etatsrath im Dienste des Königs, aber auch geborener Schleswiger. Ich bin auf meinem Gute bei Hadersleben gewesen, habe mich von der Stimmung im Norden überzeugt, habe Flensburg, Kiel und Schleswig besucht und verweile nun hier bei unserm Freunde Alfeld. Gieb ihm Deine Hand, Lembek, dem alten väterlichen Freunde, und versprich ihm, mit uns gemeinsam in Rath und That zusammenzustehen, um Schaden und Unglück zu verhüten, so weit wir es vermögen."

„Gern und mit Freuden," sagte Lembek, indem er dem Baron die Hand bot.

„Heinrich," sprach der alte Herr bewegt, „ich bin zu Dir gekommen voll Hoffnung und Vertrauen. Soll ich Deine Hand nehmen als Zeichen aufrichtiger Versöhnung?"

„Als ein Zeichen," erwiederte er, „daß ich es immer schmerzlich empfunden habe, Ihnen so nahe und doch so fern zu sein."

„Nun, wir werden ja sehen, wir werden ja sehen!" sprach Alfeld, ihn ungläubig anstarrend. „Wir wollen die wunden Stellen jetzt nicht weiter berühren, aber der Etatsrath hat nur zu Recht; wir müssen Alle jetzt beisammen stehen, alle Vernunft zusammen-

nehmen, wenn wir nicht in großes Unglück gerathen wollen. Du wirst die neuesten Nachrichten schon gehört haben?" Er sah ihn forschend an.

Es war im März allerdings Vieles geschehen in den Herzogthümern und täglich noch mehr zu erwarten. In Kiel wurden Volksversammlungen und Bürgerversammlungen gehalten, die sich überall im Lande wiederholten. Die größte Aufregung herrschte in allen Kreisen, denn immer gewisser wurde es, daß von Kopenhagen aus ein Gewaltstreich zu erwarten sei. — Der Haß zwischen Dänen und Deutschen hatte eine Höhe erreicht, die das Aeußerste erwarten ließ. Alles, was seit zehn Jahren vorbereitet war, ging seiner Erfüllung entgegen.

Während in Kopenhagen die dänische Freiheitspartei Krieg forderte gegen die Aufrührer an der Eider und mit Waffengewalt die Incorporation Schleswigs begehrte, wandten sich alle Sympathieen der deutschen Bevölkerung in den Herzogthümern der Bewegung in Deutschland zu. Das kleine holsteinische Heer war ganz auf der Seite des Volks, dies Volk entschlossen, keine Gewalt zu dulden; nur der größte Theil des Adels stand getrennt von der Landessache, eben sowohl aus Abneigung gegen die Advokaten- und Bauernpartei und deren Forderungen und Lehren, wie aus Furcht vor den materiellen Folgen eines Aufstandes.

Und hier an der Grenzscheide der deutschen und dänischen Bevölkerung lagen diese Folgen am nächsten und waren am gefährlichsten. Der reiche Gutsbesitzer hatte daher wohl Recht, wenn er nach seiner Anschauungsweise den Kopf schüttelte und ängstliche Blicke auf Lembek warf.

„Ich denke," sagte dieser, „daß wir noch immer nicht das Schlimmste zu befürchten haben. Der König wird dem offenen Unrechte nicht nachgeben, dies deutsche Land nicht zwingen wollen, dänisch zu werden."

„Aber die Rüstungen," rief Alfeld. „Was wollen wir machen? Nach Jütland werden täglich Regimenter übergesetzt, und überall kreuzen dänische Schiffe. In Flensburg sind Tumulte gewesen, die dänische Partei hat dort die Oberhand."

„Bei uns hat sie diese nicht," erwiederte der Hofbesitzer kalt.

„Aber sage mir doch," fiel Scheden ein, „ist denn dies Angeln ein deutsches Land, oder hat man nicht noch vor kaum einem Menschenalter hier überall dänisch gesprochen?"

„So war es," erwiederte Lembek, „aber es ist anders geworden. Man sprach ein dänisches Idiom in Angeln bis an die Schlei, allein das Land war uralt deutsch, ebenso wie die Marschen der Friesen, und keine bessere deutsche Gesinnung kann gefunden werden,

wie hier, wo Jeder sich als Deutscher fühlt, wo alle Blicke sich auf Deutschland richten, alle Herzen für Deutschland schlagen, wo alle Vortheile für die Verbindung mit Deutschland sprechen, alle Nachtheile für Dänemark sind."

„Und auf die Vortheile kommt es an!" lachte der Etatsrath. „Du hast Recht, Lembek, laß uns trinken, Dein Wein ist gut. Was Alfeld sagt, ist allerdings auch richtig. In Flensburg, wenige Stunden von hier, will Keiner, der Etwas zu verlieren hat, ein Deutscher sein. Alle Leute von Vermögen und Einsicht, die Handelsherren und ihr Anhang an der Spitze, lassen den Danebrog hoch leben, jenseits Flensburg aber, wo Niemand mehr Deutsch versteht, ruft das dänisch redende Volk erst recht um Rettung von den verhaßten Deutschen. Was soll der König nun thun? Die gute Hälfte des Landes will dänisch sein, die andere Hälfte schreit nach den alten Rechten und nach Deutschland. Es ist ein verwirrter, schlimmer Handel. Will man billig denken, so muß man zugeben, daß es den Dänen doch nimmermehr gleichgiltig sein kann, eine halb dänisch redende und dänisch gesinnte Provinz zu verlieren. Man muß zugeben, daß die alten Landesrechte und die historische und factische Sachlage im schneidenden Widerspruch stehen, und daß das alte vergilbte Pergament, von dem Niemand weiß, wo es

geblieben ist, zweifelhaft wird durch andere, jüngere historische Documente, die es antasten und umstoßen."

„Wenn alte Pergamente Nichts gelten sollen," sagte Lembek, „vor denen doch sonst die Richter in Israel, die Diplomaten und Staatsgewaltigen so großen Respect haben, so bleibt Nichts übrig, als der Volkswille. Ich beklage es wie Du, daß die Bewohner dieses Landes nicht Alle Deutsche oder Dänen sind. Ich gönne Jedem seine Nationalität, aber ich will die meinige behalten und mein angeborenes Recht nicht aufgeben, so lange ich es hindern kann."

„Vollkommen klug und weise gesprochen," rief der Freund, „auf diese Untersuchung kommt es an. Niemand giebt Etwas auf, was er zu halten vermag, es sei denn, daß er zu dem Einsehen gelangt, er wolle Unmögliches und Unausführbares. Es wird spät, Lembek, ich sehe es Alfeld an, daß er nach Hause will, wo seine schöne Nichte Ida uns längst erwarten wird."

„So ist es," sagte der Baron aufstehend. „Du erinnerst Dich wohl kaum mehr an Ida, lieber Heinrich. Sie war damals ein Kind, jetzt ist sie eine stattliche Dame geworden, die sich freuen wird, Dich wieder zu sehen."

„Ich habe gehört," erwiederte Lembek lächelnd, „daß sie seit einigen Wochen Ihnen Gesellschaft leistet."

„Sie ist mündig," sprach Alfeld, „ich bin die Last

los. Die Erbin von Bornholm wird aber dennoch manchen guten Rath bedürfen; und meine Nichte bleibt unter meiner väterlichen Obhut, bis ein anderer Beschützer für sie eintritt."

Der Etatsrath nickte lächelnd seinem Freunde zu und sagte dann: „Wie sehr wären unsere armen Damen zu beklagen, wenn sie in diesem Lande des Aufruhrs mitten unter kämpfende Parteien geworfen werden sollten. Alle Liebenswürdigkeit reicht nicht aus, um sich vor den Gräueln roher Leidenschaften zu schützen."

„Was Ida betrifft," erwiederte ihr Oheim, „so hat sie mehr Entschlossenheit, festen Willen und patriotische Gesinnung, als mancher Mann. Dennoch wäre es mir lieb, ich wüßte sie in Sicherheit. Sie will mich aber nicht verlassen und meint, wir müssen da aushalten in guter wie in böser Zeit, wo das Schicksal uns eben hingestellt hat. — Nun, Heinrich Lembek," fuhr er fort, „so sei denn zwischen uns Frieden und Freundschaft hergestellt, so Gott will. Wir wollen nicht streiten und nicht zürnen. Es mag so sein, wie Ida sagt, daß Jeder von Gottes Hand an seinen Platz gestellt sei und nicht desertiren dürfe, aber wir können doch in dieser Noth zusammenhalten und wie gute Nachbarn uns rathen und helfen. Wenn es auch Dir so scheint, so nimm meine Einladung an, besuche uns morgen und sei unser lieber Gast."

„Gewiß, das können wir und wollen wir," erwiederte Lembek, indem er die Einladung dankend annahm.

„Es kann noch Alles gut werden," sagte der Baron erfreut, „wenn wir nur vernünftig sind und allen unsern Einfluß anwenden, damit die Ruhe erhalten bleib. Du hast Deinen Hof gut im Stande, auf einen Blick sieht man, daß Ordnung und Wohlstand hier zu finden sind. Das Gut ist heraufgebracht, wie selten eines; ich weiß, Du hast seit Jahren alles Erworbene an Verbesserungen gewendet."

„Meine Mühen haben sich gelohnt," antwortete Lembek.

„Und werden es noch mehr thun," fuhr Alfeld fort, „wenn Frieden bleibt und die Unruhen uns nicht verzehren. Das muß ein Jeder bedenken, der sein Vaterland liebt; und wer es thut, wird nicht leichtsinnig aufreizen und Verderben über sich und Alle bringen. Also morgen, Heinrich. Lebe wohl und habe Dank für Deine Bewirthung."

Sie trennten sich unter gegenseitigen erneuten Freundschaftsversicherungen, und doch waren diese sichtlich nur eine dünne Hülle, unter welcher festgewurzeltes Mißtrauen verborgen lag.

„Wir werden morgen Zeit haben, uns auszusprechen und zu verständigen," sagte der Etatsrath beim

Abschiede leise in Lembek's Ohr. „Hoffentlich kann ich Manches für Dich thun, was Dir lieb sein wird.“

Der Wagen rollte durch den sinkenden Abend; es dunkelte in dem kleinen Thale. Die beiden Herren schwiegen eine Zeit lang. Verschiedene große Höfe lagen zerstreut da und dort unter gespenstisch alten Bäumen. Endlich folgte ein kleines Dorf, an dessen Eingange ein hell erleuchtetes Wirthshaus stand. Man konnte hineinsehen in die Gaststube. Eine Anzahl Bauern, meist junge Leute, umringten einen Tisch, an dessen Ende Einer, der sich auf eine Bank gestellt hatte, ihnen eine Zeitung vorlas und in der andern Hand ein Licht hielt, um besser zu sehen. Die Flamme beschien sein Gesicht, es war Ludolf, der glückliche Bräutigam. An der Thüre des Wirthshauses lehnte ein Mensch, der den Wagen anstarrte und laut auflachte, dann aber ein Lied anstimmte, von welchem der geärgerte Baron Alfeld die Worte verstehen konnte:

Ich sag' es Euch mit Freuden:
Ich bin ein deutscher Mann,
Der wohl den Tod mag leiden,
Doch nie ein Däne werden kann.

„Hören Sie wohl,“ sagte der Baron, „so steht es hier. Das sind die Folgen der Wühlereien. Und wissen Sie, wer dies Lied und andere ähnliche gemacht hat? Kein Anderer als Lembek. Der Bengel hat mich

ohne Zweifel erkannt und singt uns sein Lied zum Hohne nach.“

„Lassen Sie ihm das unschuldige Vergnügen,“ erwiederte Scheden lachend.

„Es ist unglaublich, wie sich Alles verändert hat,“ fuhr der Gutsherr seufzend fort. „Ich will nicht von der Zeit reden, wo alle diese Hufner und ihre Sippschaft leibeigene Leute waren, arm wie die Kirchenmäuse, so elend, daß sie nur in Holzschuhen gingen. Darüber sind sechszig Jahre vergangen, aber es blieb doch das Gefühl der Achtung vor ihren ehemaligen Herren in ihnen. Jetzt ist keine Spur mehr davon vorhanden. Sie sind reich geworden, ihre Prediger sind Männer, die von ihnen gewählt und auf die Landtage geschickt werden, ihre Richter und Vorstände nähren den deutschen Geist, und ihre Kinder bekommen in deutschen Schulen Anhänglichkeit an das sogenannte große deutsche Vaterland.“

„Glauben Sie,“ fragte der Etatsrath, „daß Lembek morgen kommen wird?“

„Ich zweifle nicht daran,“ erwiederte Alfeld.

„Und wenn wir ihn zur Einsicht bringen können, glauben Sie nicht, daß sein Einfluß hinreichend ist, alle diese Schreier in Ordnung zu halten?“

„Ich bin überzeugt,“ sagte Alfeld, „daß nach seinem Beispiel sich der ganze Anhang richten wird.“

„Dann, lieber Alfeld, ist es unsere Aufgabe, ihn auf jeden Fall zu bekehren. Ueberwinden Sie allen Mißmuth und lassen Sie sich zu keiner Heftigkeit hinreißen, wenn er sich etwa nicht sogleich beikommen lassen will. Es wird sich Alles fügen und finden. Lembek wird durch Ihre Güte und Ihr edles Entgegenkommen zur Besinnung gebracht werden; auch Fräulein Ida muß ihre Abneigung überwinden und sich freundlich erweisen."

„Wenn aber Alles Nichts fruchtet?" sagte Alfeld finster zurückblickend. „Ich traue ihm nicht.

„Nun, wenn Alles Nichts fruchtet," lachte Scheden, „so bleibt uns ja immer übrig, einen verlorenen Freund, selbst gegen seinen Willen, vom Verderben zu retten. Jedenfalls ist es gut, wenn er kommt, sorgen wir dafür, daß er bleibt."

Der Wagen hatte die Höhen erreicht, und nach zwei Stunden lag das Herrenhaus des großen Gutes vor den ermüdeten Reisenden.

Am Himmel flammte es blutig roth und warf zahllose zuckende Blitze über den ganzen Horizont. Es war ein prachtvolles Nordlicht, das Schrecken und Erstaunen erregte und mit seinem Grauen und Ahnen an diesem Abend viele Gemüther bang erfüllte.

Zweites Kapitel.

„So steht es also, liebe Ida," sagte Alfeld, als er am nächsten Morgen Arm in Arm mit seiner Nichte in dem Saale auf- und abging. „Lembek wird kommen, und freundlich müssen wir ihn empfangen. Du wirst ihn übrigens kaum wieder kennen, so hat er sich verändert."

„Allem Vermuthen nach nicht zu seinem Vortheile," erwiederte die junge Dame.

„Nun, das will ich nicht sagen," versetzte der Onkel, „aber vor vier Jahren war er lange nicht so ernsthaft und ruhig, so breitschultrig und braunfaltig, wie ich ihn jetzt gefunden habe."

„Bewahr' uns Gott!" antwortete das Fräulein, ~~ein Kreuz schlagend.~~ „Ich kann mir vorstellen, daß solche Vorzüge für seine Umgebung sehr anziehend und sehr Achtung gebietend sein mögen."

„Du wirst ihn ja sehen," sagte Alfeld, „doch um Eins will ich Dich bitten, mein Kind. Es liegt uns daran, ihm entgegen zu kommen, so viel wir können; mir wird es herzlich sauer, denn verzeihen kann ich ihm so leicht nicht Alles, was er begangen hat, aber unter den jetzigen Umständen erfordert es unser Wohl, wenn wir ihn bestimmen können, gemeinsam mit uns für die

gute Sache zu handeln. Scheden hat mich dringend gebeten, auch mir Dir zu sprechen und Dich zu bitten, uns beizustehen. Willst Du?"

„Was soll ich wollen, theurer Onkel?" fragte das Fräulein lächelnd.

„Als ob Du es nicht wüßtest," erwiederte er schmeichelnd. „Du sollst seinen harten Sinn erweichen helfen, und wenn es Jemand kann, kannst Du es, Ida."

„Ich!" rief sie, in die Hände schlagend. „Was soll ich mit dem Bauer anfangen?"

„O, so arg ist es nicht," sagte Alfeld. „An Bildung fehlt es ihm nicht; alle Tische lagen bei ihm voll Bücher, und früher war er ein sehr munterer Gesellschafter, der den Damen willkommen war."

Das Fräulein zuckte spöttisch mit den Lippen. „Man wünscht also von mir, daß ich meine ganze Liebenswürdigkeit bei ihm geltend machen soll?"

„Ihr Frauen," sagte der Onkel, „übt einen Zauber aus, dessen Macht nicht genug zu bewundern ist. Als ich Lembek Deinen Namen nannte und ihm erzählte, Du würdest Dich freuen, ihn wieder zu sehen, sah ich, daß ihn dies mehr ergötzte, als alle meine Honigreden. Er hat Dich früher gekannt und gern gehabt, ich merkte, daß Du in diesem Augenblicke vor ihm standest, und daß er begierig war, zu sehen, was aus Dir geworden sein möchte. Es gab eine Zeit, Ida, wo ich

allerlei Pläne hatte und meinte, es könne sich wohl fügen, daß Heinrich Lembek Dir auch ausnehmend gefallen würde."

„Ich hoffe, mein theurer Onkel, Du bist seitdem davon zurückgekommen," erwiederte sie im stolzen Tone, und eine plötzliche Röthe färbte ihr Stirn und Wangen.

„Längst, längst! Das versteht sich von selbst," rief der Baron, „davon kann nie mehr die Rede sein. Scheden ...."

„Wo ist er?" unterbrach sie ihn.

„Er macht einen Spazierritt nach der Küste. Es ist ein prachtvoller Tag, fast zu schön und warm für diese frühe Jahreszeit."

Das Fräulein blieb einige Minuten am Fenster stehen und blickte in die Ferne. Das Haus lag reizend, vor sich ein weit offenes, jung begrüntes Thal, von jenen zahllosen Heckenrändern durchschnitten, in der Tiefe viele kleine Arbeiterwohnungen und Baumgruppen, mit seiner Hinterfront aber lehnte es an Gärten und Parkanlagen, zwischen denen in der Ferne sich das Meer entdecken ließ.

„Was soll denn also meine eigentliche Aufgabe sein?" fragte sie, sich wieder zu ihrem Oheim wendend.

„Du sollst Niches thun, als Deinen Widerwillen überwinden, mein Kind," erwiederte er ungeduldig,

„sollst machen, daß er Dich gern sieht und hört, und Heinrich Lembek ist ja ein Mann von kaum drei= oder vierunddreißig Jahren, stolz, charakterfest, eine Art Märtyrer, ein Mann, der Furcht und Bewunderung einflößen kann, also ganz dazu gemacht, um Mädchen zu interessiren. Ich bitte Dich, Ida, sieh ihn von dieser Seite an, und ich bin fest überzeugt, Du wirst mehr finden, als Du meinst."

„Ich soll ihm also durchaus gefallen," rief sie lachend. „Du willst es so, will es Scheden auch?"

„Gewiß, gewiß!" erwiederte Alfeld erfreut. „Sieh über seinen Mangel an feinen Formen weg, aber Du wirst finden, Alles, was er sagt, hat eine gewisse Würde, die imponiren kann. Gegen den Etatsrath gehalten verliert er freilich. In ihm paart sich Klugheit und Feinheit, der ist überall sicher und glatt, und wie er Männer zu gewinnen weiß, so gefällt er auch den Damen. Ist es nicht so, Ida?" Er lachte, indem er seine Hand leise auf ihre Schultern legte und ihr in's Gesicht schaute.

„Ja wohl, lieber Onkel," erwiederte das Fräulein, seinen Blick erwiedernd, „es ist so."

„Nun, Du Schelm," rief Alfeld, „vielleicht ist es recht gut, wenn Heinrich die Folie zu diesem Edelsteine bildet und ihm das rechte Feuer giebt. — Ich muß jetzt meinen Umgang machen, sehen, wie es in Haus

und Hof steht, habe zu rechnen und zu schreiben. Bedenke Du inzwischen, was ich gesagt habe, und studire ein Bischen darüber, wie man Bären fängt und an die Kette legt." — Mit bedeutsamem Lächeln nickte er ihr zu und ging.

Nach einigen Stunden, als die kleinen häuslichen Angelegenheiten geordnet waren, ging Fräulein Ida durch den einsamen Garten der Höhe zu, mit welcher die Park-Anlagen endeten. Von dort aus konnte man leicht nach allen Seiten schauen. Ein chinesischer Sonnenschirm stand auf der Spitze. Die Frühlingsluft wehte warm über Angeln hin und kämpfte mit dem kühlen Seewinde, der vom Meere her sie zurücktrieb. Dies tiefblaue Meer mit seinen Buchten bildete einen weiten Halbkreis, und lange hingen die Blicke der jungen Erbin an einem Punkte fest, wo ein großes Schiff nicht fern vom Lande ankerte, und mehrere kleine schwarze Gegenstände, die seine Boote sein mußten, sich hin und her bewegten.

Auf der Bank unter dem Schirme saß sie, dann und wann von einem Sonnenstrahle erreicht, der über den schwarzen Seidenmantel hinflog, wenn ihn der Wind bewegte. Ohne schön zu sein, war ihr Gesicht anmuthig in seiner Unregelmäßigkeit. Die dunklen Augen enthielten geistiges Leben und beherrschten alle übrigen Züge; ein nachdenkender und stolzer Ausdruck

lag darin, der die jugendliche Heiterkeit überwiegen konnte, welche so unbefangen und natürlich diesen kräftigen, frischgefärbten Wangen und Lippen aufgedrückt war.

Nach einiger Zeit wandte sich das Fräulein um, denn von der Landseite hörte sie Stimmen. Ein Weg führte nicht weit an der Parkspitze vorüber, und aus dem Thale heraufkommend erblickte sie einen Reiter, der sich mit einem Manne in Bauerntracht unterhielt, welcher neben dem Pferde herschritt.

Im ersten Augenblicke glaubte sie den Etatsrath zu erkennen, gleich darauf aber sah sie den Irrthum ein. Der Reiter ritt ein mächtiges schwarzes Pferd, ein breitgekrempter Hut mit niedrigem Kopfe bedeckte seine Stirn, ein dunkler, weiter Rock mit rothem Futter, wie ihn die Landleute tragen, umhüllte seine ganze Gestalt. „Das ist er," sagte die Erbin. „Der leibhafte Mephistopheles. Das muß er sein."

Jetzt schien der Landmann den Reiter auf den chinesischen Sonnenschirm aufmerksam zu machen. Die Dame hörte die Worte nicht, aber sie sah, wie der Mann den Arm ausstreckte, der Reiter sein Pferd anhielt, wie er abstieg und mit vieler Leichtigkeit über ein niederes Heckenwerk sprang, dann einen Rain entlang zu der Höhe heraufstieg und sich ihr näherte.

Einen Augenblick war sie zweifelhaft, ob sie ihn

hier erwarten sollte. Fremd und fragend blickte sie auf ihn hin und betrachtete genau sein Gesicht, das ihr gar nicht so sehr verändert vorkam, wie der Onkel es geschildert hatte. Sie fand bekannte Züge wieder, nur hatten Arbeit, Sorgen und Gedanken diese schärfer ausgeprägt. Als er den Hut abnahm, wehte der Wind sein braunes Haar über die breite Stirn, und unmöglich schien es ihr, jetzt noch das kalte Fremdthun beizubehalten, als er vor ihr stand, und ein freundliches Lächeln wie heller Sonnenschein plötzlich durch sein ernstes Gesicht flog.

„Sie sind es, Ida," sagte er mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme. „Wie mich das freut, Sie wiederzusehen, und zuerst hier auf derselben Stelle, wo wir so oft froh gelacht und gescherzt haben."

„Herr von Lembek," erwiederte die Erbin.

„Heinrich Lembek," fiel er ein.

„Geben Sie mir Ihre Hand, oder wollen Sie mich ableugnen? Ist Etwas an mir, was Ihnen nicht gefällt? Meine Hand ist rauh und schwer, aber es ist immer noch dieselbe, die sie sonst war, die Hand Ihres Freundes, der alle Freundschaft aus alter Zeit und alle Erinnerungen daran mitgebracht hat."

Er setzte sich neben sie auf die Bank, legte den großen Rock ab und sah in seinem dunklen, festgeknöpften Kleide ganz wie ehemals aus. „So werden wir uns

leichter verstehen," sagte er lächelnd. „Im Grunde freilich ist die Veränderung gering. Mein Blut ist noch eben so roth, meine Gedanken schrumpften nicht zusammen, meine Empfindungen stumpften nicht ab, ich bin auch ohne den großen groben Rock, der ein vortreffliches Erwärmungsmittel ist, voll Empfänglichkeit für das Glück, wieder einmal bei Ihnen zu sein, um zu sehen, wie Recht der gute Onkel hat, der mir gestern schon Ihr Lob verkündigte."

Die dunklere Röthe im Gesichte des Fräuleins drückte ihr Mißbehagen und ihren verletzten Stolz aus, den sie zu unterdrücken suchte.

„Als mein Oheim mir heute Ihren Besuch ankündigte, Herr von Lembek," sagte sie, „theilte er mir mit, daß Sie sehr ernsthaft und ruhig geworden wären, ich finde jedoch, daß Sie noch immer in der alten Weise übermüthig und witzig sein können."

„Nein," erwiederte er in seinem herzlichen Tone, „zürnen dürfen Sie über meinen unschuldigen Scherz nicht. Ich habe mit so vielen Menschen in der Welt so bittern Hader und so viel Haß auf mich geladen, daß ich die Zahl derer, von denen ich Gutes glaube, mir nicht so leicht verkürzen lassen will."

In diesem Augenblicke fiel es dem Fräulein von Alfeld ein, was sie ihrem Oheim versprochen hatte, und lächelnd verwandelte sich der stolze Blick, welcher

ihre Antwort begleitet hatte, in ein wohlgefälliges Betrachten. Sie neigte sich ein wenig zu ihm hin und sagte mit sanfter Stimme:

„Glauben Sie denn nicht, Herr von Lembek, daß auch ich gern mit lieben Freunden im Frieden lebe, oder daß ich mich nicht freue, Sie wieder zu sehen? Ob in dem Rocke da, ob wie ehemals, gleichviel, aber ich will Niemanden gestatten, sei es Ernst oder Scherz, über mich zu spötteln."

„Dann also, wie in der alten Zeit," sagte Lembek, „lassen Sie uns, weil Niemand uns stört, von Allem reden, was wir erfahren haben."

In seiner einfachen und bestimmten Weise erzählte er nun von sich selbst und wechselte mit Fragen über die Verhältnisse der jungen Erbin, die ihm weitläuftiger wiederholte, was ihr Onkel von ihr gesagt hatte. Ihre Eltern waren früh gestorben, ihr Vermögen bedeutend genug, um begehrlich zu reizen, und dabei hatte sie die Aussicht, den Oheim zu beerben, der keine nähere Verwandten besaß.

Nach und nach wurden die Mittheilungen lebhafter, und durch Lembek's Bemühen verschwand der Zwang, welcher Anfangs sich merken ließ. Er flocht so viele Erinnerungen ein und brachte sie in Ida's Gedächtniß zurück, fragte nach Personen, welche sie kannte, schilderte die Verhältnisse der Vergangenheit in

so anziehender Weise und sprach über so viele verschiedenartige Dinge mit so vielem Geschick, oft mit Ernst und Nachdruck, oft so drollig und mit lustigem Spotte, daß sich das Fräulein gestehen mußte, ihr Onkel habe so Unrecht nicht gehabt, als er behauptete, Lembek sei noch immer ein Mann, der Interesse erwecken könne, und mit dem sich umgehen lasse. Dann und wann warf sie einen Blick auf den großen Bauernrock mit dem rothen Futter, das der Wind wie ein Segel ausbreitete, als wollte er es recht deutlich ihr vorhalten, und immer hatte es die Folge, daß die Freundlichkeit auf einige Minuten aus ihrem Gesichte verschwand, und ein gewisses stolzes Bedenken sich ihr aufdrängte. Der Bauer, der Abtrünnige, der Führer einer Partei, die ihr tief zuwider war, ohne daß sie diese eigentlich kannte, dämmerte dann vor ihren Blicken auf, und sie erinnerte sich mit mißtrauischen Empfindungen ihrer Aufgabe, diesen Mann zu bekehren, vor dem sie heimliche Furcht empfand.

Die stolze Erbin von Bornholm wußte nicht, weshalb sie sich fürchtete und ihre Augen zuweilen fast erschrocken von seinen Augen abwandte, wenn er mit der ruhigen Schwere seiner Blicke sie ansah und mit unbekümmerter Offenheit zu ihr sprach, was Andere verschwiegen halten würden. Es war nichts Unzartes und Unstatthaftes in seinen Worten, im Gegentheil, er

gebrauchte die Sprache mit allem Geschick, aber oft so energisch kurz und schlagend, wie kein Mitglied der guten Gesellschaft es gethan hätte. „Es fehlt ihm die feine Form," sagte Ida in sich hinein, und sie lächelte, weil sie an den Etatsrath dachte und mit Gedankenschnelligkeit Vergleiche anstellte. Jener hohe, stattliche Herr, so elegant, so fein und überall mit einer geschickten, schmeichelnden Antwort bei der Hand, und dieser markige, unbiegsame Mann bildeten in Wahrheit grelle Gegensätze. Sie neben einander zu sehen, hieß, wie der Onkel sagte, dem Edelstein erst sein Feuer ertheilen, und dennoch fühlte das Fräulein in der Nähe des Etatsraths ein Uebergewicht, während sie vor Lembek ein scheues Gefühl empfand.

„Und nun," sagte er endlich, „wenn Sie bei uns bleiben und in Bornholm wohnen, mitten im grünen Lande Angeln, dann werde ich Ihr nächster Nachbar sein. Die Grenzsteine von Bornholm stoßen an meine Felder, und wenn ich auf der letzten Knicke stehe, kann ich in jedes Fenster des alten Hauses hineinsehen."

„So bald," erwiederte Ida, „werde ich wohl nicht in Bornholm wohnen."

„Ja freilich," gab er zur Antwort, „Sie bleiben lieber hier bei dem Onkel; aber kann denn nicht der Tag kommen, wo Sie ihn verlassen müssen?"

Die dreiste Frage ließ das Fräulein erröthen.

„Wer weiß, was die nächste Zeit über uns bringt," sagte sie. „Ist denn nicht Alles jetzt so ungeheuerlich und schwankend, daß Niemand wissen kann, ob ihm morgen noch gehört, was er heute sein nennt?"

„Es ist möglich," sagte Lembek, „daß diesem Lande Schweres bevorsteht, was standhaft getragen werden muß, ja es ist sogar mehr als wahrscheinlich, aber ich habe gehört, wie Sie den rechten Glauben besitzen, daß Niemand seinen Posten verlassen dürfe, und ich gestehe, daß dies Wort mir besonders gefallen hat."

„Man muß nur auch auf der rechten Stelle stehen," erwiederte sie mit höherer Betonung.

„Das glaubt Jeder von sich," sagte der Hofbesitzer. „Man muß zu seinem Volke stehen in schwerer Zeit und von gutem Rechte nicht lassen, wenn fremde Hände es antasten wollen."

„Von Politik verstehe ich Nichts," antwortete die Dame lächelnd, „nur so viel weiß ich, daß würdige und achtungsvolle Männer von Verstand und Einsicht das Treiben bitter tadeln, durch welches die Ruhe des Landes schon so lange untergraben, und der Frieden, dem man Glück und Wohlstand verdankt, so schwer gefährdet wird."

„Ich will Sie von Politik auch nicht unterhalten, Fräulein von Alfeld," antwortete Lembek sanft und doch mit Nachdruck, „aber Sie sind ja selbst ein deut-

sches Mädchen, sind ein Kind dieses Landes und wie alle Frauen für Gefühle empfänglich. Ist es Ihnen gleichgiltig, eine Dänin zu heißen; Ihr Vaterland abzuschwören, Fremde darin walten zu sehen, die uns Alles nehmen möchten, was der Mensch als seine heiligsten Güter achtet?"

„Ich lasse mich nicht darauf ein, mit Ihnen zu streiten," sagte sie, „denn ich weiß, daß ein Mann, der so oft seine Grundsätze gelehrt und vertheidigt hat, mir weit überlegen sein muß. Alles, was ich darauf sagen kann, ist, daß Andere nicht so düster urtheilen und den Rechten ihres Landesherrn ein größeres Gewicht beilegen."

„Scheden," sagte Lembek.

Seine Stimme hatte etwas Mißachtendes, das Ida wohl bemerkte.

„Er wahrlich nicht allein," versetzte sie, „mein Onkel, die große Zahl der besten Männer dieses Landes."

„Wen nennen Sie so?"

Das Gesicht der jungen Dame erglühte. „Diejenigen allerdings nicht," rief sie lebhaft, „welche begierig sind, Gewalt und Unrecht auszuüben."

„Man hat Sie falsch unterrichtet, Fräulein von Alfeld," sagte Lembek mit Ruhe. „Ich bin kein Mann der Gewalt und des Unrechts und möchte gern im

Frieden meinen Kohl bauen und ihn verzehren. Nur Unrecht und Gewalt leiden wollen wir nicht von diesen Dänen, die mit wüthendem Geschrei von uns fordern, den Nacken zu beugen. Was würden Sie von dem Manne halten, der so feige und verächtlich wäre, vor Drohungen in den Staub zu sinken? Könnten Sie ihm Ihr Herz schenken, Ihre Hand reichen? Könnten Sie mit Liebe auf ihn blicken, ihn ehren und freudig zu ihm aufsehen, wie schön und klug auch sonst sein Wesen sein möge?"

Er strich mit der Hand über seine stolze Stirn, und in seinen Augen brannte ein Feuer, sein Gesicht drückte eine Zuversicht aus, der sie Nichts entgegen zu setzen wußte.

„Gefällt es Ihnen," sagte sie aufstehend, „so gehen wir zu meinem Onkel, und dort," fügte sie hinzu, indem sie in den Garten hinabblickte, „sehe ich den Etatsrath, der uns aufsuchen will."

„Wie lange ist Scheden bei Ihnen?" fragte Lembek.

„Seit einigen Tagen."

„Aber nicht zum ersten Male."

„Nein. Er besuchte mich mit meinem Onkel, als ich noch bei der Tante war. Dann habe ich ihn in Schleswig gesehen, und er begleitete uns hierher, um nach dem Norden zu reisen und wiederzukommen. Er ist aus früherer Zeit Ihr Freund, Herr von Lembek?"

„Wir haben uns ehemals sehr gut gekannt,“ erwiederte er lächelnd. „Damals war Scheden Einer von denen, die, wie Sie meinen, nur Unrecht wollen, später hat er besser eingesehen, was Recht ist, und seinen Weg in Kopenhagen gemacht.“

„Er ist sehr liebenswürdig und klug,“ antwortete die Erbin.

„Sehr klug,“ wiederholte Lembek.

Sie gingen dem Etatsrathe entgegen, der schon von fern ihnen seine Grüße zurief und in der Hand ein Sträußchen Frühlingsblumen trug, welches er dem Fräulein übereichte.

„Der schönsten Blume des Landes müssen alle Blumen huldigen,“ sagte er, ihre Hand küssend. „Lembek, ich freue mich unendlich, Dich zu sehen. Diese Nacht habe ich von Dir geträumt und den ganzen Morgen mich mit Dir beschäftigt. Und welch' köstlicher Tag ist es heute,“ fuhr er fort. „Ich habe einen Ausflug nach der See hinab gemacht und bedauert, daß nicht alle Wesen sich daran freuen können. Die armen Strandleute waren jedoch in voller Angst und Schrecken, daß kein Sonnenschein sie davon heilen konnte.“

„Was giebt es denn dort?“ fragte das Fräulein.

„Lauter entsetzliche Geschichten,“ sagte Scheden. „Ein Paar dänische Schiffe treiben sich auf dem Wasser

umher, eines hat nicht weit von der Küste geankert. Im Flensburger Busen soll auf eine Kanonenschaluppe geschossen worden sein, und diese dafür mit Kartätschen geantwortet haben. Nun wagen sich die armen Leute in ihren Booten nicht hinaus, um ihre täglichen Fische zu fangen, weil die Burschen fürchten, ergriffen und zu Matrosen gepreßt zu werden. Das jammert und flucht nun wild durcheinander, erzählt sich, daß auf Fühnen eine ganze Armee stehe, eine Flotte im Belt liege, und Alsen schon von den Dänen besetzt sei."

„Wohl möglich," erwiederte Lembek, als der Etatsrath schwieg.

„Aber ziemlich unglaublich,," fiel der Etatsrath ein. „Ich habe unterwegs einen Kaufmann aus Sonderburg gesprochen, der mich hierher begleitet hat, einen verschmitzten Burschen, der seines Kornhandels wegen in großen Aengsten zu sein scheint. Der Baron hat ihn in Empfang genommen, um Geschäfte mit ihm zu besprechen und Briefe und Zeitungen zu lesen, die aus Schleswig gekommen sind."

„Briefe von meiner guten Tante?" fragte Ida.

„Ich weiß nicht, ob so frohe Botschaften dabei sind," fuhr Scheden fort, „aber wir können nichts Besseres thun, als uns überzeugen, da ohnehin die Tischglocke gezogen wird und Lembek den Baron noch nicht gesehen hat."

Er bot dem Fräulein den Arm, und während sie langsam zusammen den großen Gang des Gartens hinab und dem Hause zugingen, belebte er die Unterhaltung durch seine Plaudereien und Scherze, die so leicht und lustig die verschiedensten Dinge zusammenfaßten, wie ein Dandy der guten Gesellschaft dies nur immer zu thun vermag.

„Vor Allem," sagte er endlich zu seiner lachenden Begleiterin, „müssen wir jetzt darauf bedacht sein, uns Lembek's Huld zu versichern. Das ist ein Hexenmeister, der Alles kann, und wenn es hier an's Kopfabschneiden geht, vermag er allein unsere unschuldigen Häupter zu retten."

„Du muthest mir zu viel zu," erwiederte Lembek in derselben Weise.

„Fürchten Sie Nichts, Fräulein Alfeld," fuhr der Etatsrath betheuernd fort, „er wird uns nicht fallen und verderben lassen, denn er liebt es, der Schutzgeist unglücklicher, verzagender Sterblicher zu sein. Gestern erst hat er ein Meisterstück vollbracht; einen hartherzigen Vater, einen alten eingefleischten Aristokraten, hat er bewegt, die Ehe seines Erben mit einer höchst unberechtigten, unebenbürtigen Tochter des Volks nicht allein zu segnen, sondern noch obenein die Ausstattung und Hochzeitskosten zu bezahlen. — Solche Wunder geschehen dicht neben uns und bleiben verborgen.

Darum Preis und Ehre unserm mächtigen Freunde, den man bewundern, vor dem man sich aber doch hüten muß, denn unter der bescheidenen Stille ist ein gefährlicher Geist verborgen."

„Wer wird den Geist fürchten," rief das Fräulein, indem sie sich freundlich zu Lembek wandte, „wenn er mit uns im Bunde ist."

Drittes Kapitel.

Sie waren bis an die Thüre des Salons gelangt, als diese geöffnet wurde, und der Baron, Zeitungsblätter in der Hand, ihnen entgegen trat.

„Nur herein," rief er. „Da bist Du ja, Heinrich, sei herzlich willkommen." Er warf einen raschen Blick auf die munteren Gesichter und nickte seiner Nichte im Einverständniß zu, schüttelte aber dann plötzlich wieder den Kopf und sagte, die Hände zusammenschlagend: „Es ist Alles aus, total aus, man kann um seinen Verstand kommen und weiß nicht wie."

„Was ist denn geschehen? Was giebt es?" fragten der Etatsrath und das Fräulein zugleich.

Der alte Herr schlug auf das Blatt und sprach mit matter Stimme: „In Berlin haben sie den Spektakel

von Wien nachgemacht. Ganz Deutschland ist toll geworden, Alles bricht, Alles fällt. Und hier leset um Gotteswillen! aus Kiel. Sie haben die Stadt erleuchtet, eine Bürgerwache bewaffnet, Deputationen abgeschickt, Freiwillige aufgerufen, Proclamationen erlassen."

„Und eine provisorische Regierung eingesetzt," fiel Scheden ein.

„Davon steht Nichts hier," sagte Alfeld.

„So wird es noch kommen," fuhr der Etatsrath fort, „aber ich finde Nichts zu erschrecken. Es ist natürlich, daß dem A das B folgt."

Die Papiere wurden gelesen, sie enthielten alle bekannten Vorgänge.

„Und hier ist Herr Nielsen aus Sonderburg," sagte der Baron, noch immer sehr aufgeregt, „der Alles bestätigt, was wir aus dem Norden gehört haben. In Kopenhagen ist das Ministerium gestürzt. Alles schreit nach Krieg, es wimmelt von Rothröcken an der Königsau, morgen können sie hier sein, denn überall können sie ja landen. Und was wird es dann werden, wenn das unvernünftige, aufgehetzte Volk der rechtmäßigen Obrigkeit Widerstand leisten will?"

Er richtete diese Frage nach allen Seiten hin, theils an Lembek und den Etatsrath, theils an den kleinen breitschulterigen Herrn, der, in einen kurzen blauen

Oberrock eingeknöpft und die Hände auf den Rücken gelegt, an der Wand stand.

„Ist es nicht so, Herr Nielsen?" rief Alfeld. „Sie kennen die Sache genau. Ist der Norden nicht voller Wuth und ganz Dänemark auf den Beinen, um die Burschen in Kiel zur Ordnung zu bringen?"

Der kleine Herr an der Wand wurde lebendig. „Meine Geschäfte," sagte er mit etwas schwerer Zunge, „haben mich erst in letzter Woche nach Kopenhagen und durch die Inseln geführt, überall war da nur eine Stimme. In ein Paar Wochen wird der Danebrog da wehen, wo Dänemark will."

Lembek lächelte, der Kaufmann aus Sonderburg sah ihn starr an und fuhr dann freundlich fort: „Zwanzigtausend Dänen liegen an der Königsau, möchte Jedem rathen, das wohl zu bemerken."

„Das heißt," sagte der Etatsrath, „Sie, Herr Nielsen, werden es vorziehen, sich als guter Bürger und treuer Unterthan Sr. Majestät ganz ruhig zu verhalten."

„Ei, allerdings," rief der kleine Mann. „Mein Geschäft ist die Hauptsache. Ich will lieber ein Däne sein und ein Vaterland haben, das mich beschützen kann, als gar Nichts sein."

„Wie gar Nichts sein?" fragte Lembek.

„Ich meine ein Deutscher sein," sagte der Kaufmann.

„Ja so," sagte Lembek, ihn betrachtend, „Sie wünschen wenigstens Etwas zu sein, was ein sehr verständiger Wunsch ist. Und wenn Deutschland die Herzogthümer beschützt?"

„So wird Dänemark dafür diese Deutschen züchtigen."

„Echt dänische Prahlerei," erwiederte der Hofbesitzer lachend. Und indem er in das zornfunkelnde Gesicht des kleinen Kaufmanns sah, fügte er ruhig hinzu: „Ich glaube, Herr Nielsen, daß, was Sie da sagen, ein gut dänisches Urtheil und nicht Ihr eigenes ist."

„Bewahr uns Gott vor allem Streite!" rief der Etatsrath. „Das ist das Unheilvolle, daß nicht drei Männer zusammen sein können, ohne sich zu erhitzen. Sie wissen nicht, Herr Nielsen, daß dieser Herr, mein lieber Freund, Heinrich Lembek ist, ein Name, den Sie wohl schon gehört haben."

Herr Nielsen schien sich zu beruhigen, er wurde viel höflicher. „Habe vielerlei gehört," sagte er, „halte mich auch durchaus nicht für beleidigt."

„So geben Sie ihm die Hand auf spätere bessere Bekanntschaft," fuhr Scheden fort. „Wir wollen kein Wort mehr von Dingen sprechen, an denen sich mit Worten Nichts ändern läßt."

Damit war die Sache abgethan. Der Kaufmann

aus Sonderburg befolgte den guten Rath und näherte sich Lembek mit vieler Freundlichkeit. „Ich bin ein einfacher Geschäftsmann," sagte er, „sehe die Verhältnisse an, wie sie eben liegen, und verstehe sie darnach. Sollten Sie jemals mit mir eine Reise machen, so würden Sie erfahren, daß ich weit entfernt bin, zu prahlen. Gebe Ihnen meine Hand darauf, Herr Lembek, daß ich lange begierig gewesen bin, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Alfeld hatte kein Wort zu dem Gezänke gesagt, er nöthigte seine Gäste jetzt zu dem wohlbesetzten Tische, an welchem nun Jeder vermied, Gegenstände zu berühren, die den Andern mißfällig sein könnten; aber es dauerte nicht lange, so waren dennoch die Dinge, welche alle Herzen erfüllten und alle Leidenschaften aufregten, der Inhalt des Gesprächs, dem Lembek allein sich entzog, indem er dem Fräulein seine ganze Aufmerksamkeit zuwandte, oder wenn er sich einmischen mußte, es auf eine so besonnene und würdige Weise that, daß sein Beispiel nicht ohne Einwirkung blieb.

Am Nachmittage war Lembek allein mit Ida. Er hatte die Gesellschaft der drei Herren aufgegeben, welche beim Glase ihre Gespräche fortsetzten, und traf die, welche er suchte, im Garten auf- und niedergehend.

„Ich will Ihnen Lebewohl sagen," begann er, „damit die letzte Minute mich nicht überrascht."

„Wollen Sie uns schon jetzt und so eilig verlassen?“ fragte sie überrascht.

„Die Sonne sinkt,“ erwiederte er, „in einigen Stunden wird es Nacht sein, und mein Weg ist dunkel.“

„Lassen Sie ihn von einer neuen Sonne bescheinen, damit er hell werde,“ sagte sie bedeutungsvoll und lächelnd.

„Und woher soll das Licht kommen?“ fragte Lembek.

Ida antwortete nicht. Sie ging neben ihm einige Schritte und fuhr dann fort: „Wann werden wir Sie wiedersehen?“

„Ich weiß es nicht. Vielleicht niemals.“

„Niemals! Das ist ein schreckliches Wort,“ rief sie, den Kopf zu ihm aufhebend. „Aber wie soll ich es deuten? Ist es Ihre Absicht etwa, da hinaus zu ziehen?“ Sie hob die Hand und deutete nach Süden.

„Nach Kiel,“ sagte er.

„Warum dahin?“ fragte sie lebhaft.

„Auf meinen Posten. Ich gehöre zur Landes-Versammlung.“

„Und ist das die rechte Stelle? Es wird dem armen Onkel sehr wehe thun, wenn er es hört. Er hat Anderes geglaubt, und Scheden — haben Sie mit ihm gesprochen?“

„Nein,“ sagte Lembek, „nur Ihnen mache ich das Bekenntniß, weil ich weiß, daß ich es darf.“

„Und warum ich, warum mir?“

„Weil Ihr Herz Ihnen sagen wird, daß ich muß.“

„Nein,“ erwiederte sie, „mein Herz sagt mir das nicht. Ich kann es nicht ändern, aber wenn ich es vermöchte, würde ich Sie zurückhalten.“

Er hielt ihre Hand fest und fühlte sie leise zittern. — „Ich danke Ihnen für diesen Antheil,“ sagte er, „der mir wohlthut und doch den Abschied schwerer macht.“

Eine Thür klirrte in der Ferne. — Scheden und der Kaufmann aus Sonderburg traten auf den Altan, lachend und sprechend.

„Ich werde morgen in Bornholm sein, um, da ich mündig bin, mein Eigenthum in Besitz zu nehmen,“ sagte sie, sich niederbeugend und eine Frühlingsblume vom geschützten Beete brechend. „Roth und weiß, das sind meine Farben; ich reiche sie Ihnen zum Andenken und Lebewohl, wenn es so sein muß.“ Sie gab ihm die Blume, blickte lächelnd zu ihm auf, und ihre Hand zurückziehend, weil sie sah, daß der Etatsrath ihnen entgegenkam, fügte sie leise hinzu: „So leben Sie denn wohl, wenn es so sein muß.“

„Warum gehst Du denn nicht mit?“ fragte Scheden belustigt, als er Lembek erreicht hatte, der stehen geblieben war, während Ida durch einen Seitenweg

dem Hause zuging. „Was hast Du mit ihr gehabt? Streit? — Streit mit einem hübschen Mädchen ist das Beste, was ein Mann sich wünschen kann, weil er Bürgschaft erhält, daß er ihr nicht gleichgiltig ist. Aber bei alledem ist es gut, daß ich Dich habe, um als Gefangener Dich fortzuschleppen." Er nahm ihn beim Arm, führte ihn mit sich fort und rief dann lachend: „Alfeld ist ganz selig, daß Du wieder da bist, und selbst dieser Narr, der Nielsen aus Sonderburg, hat eine merkwürdige Zärtlichkeit für Dich gefaßt. Er will Dich durchaus mitnehmen, um Volksreden zu hören."

„Ich fürchte," erwiederte Lembek, „er wird dennoch gehen müssen ohne mich."

„Das meine ich auch," fuhr der Etatsrath fort, „denn Du hast hier Besseres zu thun."

Sie waren auf die Höhe gelangt. Nebel umwölkte die Seeküste, aber in der Ferne glänzte Sonnenschein. Auf der Landseite lag das Gewimmel der kleinen Thäler und Senkungen im bläulichen Duft des nahen Abends, von hellem Licht durchzogen, das röthlich an den Waldkuppen und Hügeln hing.

„Wie das lieblich und friedensvoll aussieht," rief Scheden. „Es ist ein beneidenswerthes Loos, auf diesen grünen Höhen zu wohnen, reich und angesehen zu sein und seinen Wohlstand im Schooße eines schönen

Familienglückes zu mehren. Du hast eine Zukunft vor Dir, Heinrich, nach welcher mancher Fürst jetzt seine Hand sehnsüchtig ausstrecken möchte.“

„Möglich, daß Du Recht hast,“ erwiederte Lembek.

„Wirf es nicht in das zweifelvolle Reich der Möglichkeiten,“ sagte Scheden. „Du darfst nur wollen, und sie fällt Dir von selbst zu, und Du wirst wollen, denn Du bist kein Träumer und kein Schwärmer, zwei Eigenschaften, die dem echten Deutschen immer ankleben.“

„So meinst Du, daß ich unecht sei,“ antwortete Lembek lachend.

„Du bist ein Kind der Grenze,“ sagte der Etatsrath, „und in Angeln seßhaft, wo jeder Mensch ein Kaufmann ist, der in der Wiege schon das Rechnen lernt. Die klugen Leute da unten in den fruchtbaren Gründen wissen recht gut, was es heißt, so und so viel Pflüge Land besitzen, und Jeder von ihnen zählt Dir an den Fingern her, was Alfeld's Güter werth sind, und was Bornholm liefern kann, wenn es in die rechten Hände fällt.“

„Es öffnen sich jedenfalls manche dazu.“

„Aber die Deinigen sind die nächsten und ohne Zweifel die besten. Du wirst doch Nichts dagegen haben?“

Er legte beide Hände auf seines Freundes Schul-

tern, und ohne auf dessen abweisenden Blick zu achten, fuhr er fort: „Deswegen habe ich bei Alfeld auf Verständigung mit Dir gedrungen und diese Versöhnung angebahnt, welche mir so gut gelungen ist. Dein heutiges Benehmen ist, wie es sein muß. Es wäre Thorheit, von Dir zu fordern, Du solltest mit einem Male umkehren, wie ein Kleidungsstück, das links und rechts nach Belieben getragen wird. Kein Vernünftiger kann das fordern, und mit der Ueberzeugung eines Mannes ist es wie mit dem Rufe eines Mädchens, er muß vor allen Flecken bewahrt werden."

„Du hast vollkommen Recht," sagte Lembek.

„Man muß das Vernünftige wollen, das allein ist das Rechte. Hohle Träumereien können die Jugend begeistern, für Männer sind sie unwürdig. Ich habe heute zwei Bemerkungen gemacht, Lembek, welche ich Dir nicht vorenthalten will. Die erste ist die, daß Alfeld vergebens gegen eine Zärtlichkeit ankämpft, die er für den Sohn seines alten Freundes hegt, dessen Verständigkeit und mildes Wesen ihm wohlthut; die andere, daß noch eine zweite Person hier ist, welche, nachdem sie lange Zeit sich gewöhnt hatte, mit einer gewissen Feindlichkeit an Dich zu denken und über Dich zu urtheilen, plötzlich von einem ganz anderen Gefühle ergriffen wurde, seit sie Dich gesehen und gehört hat."

„Ich bitte Dich, Scheden," sagte Lembek. „Es

steht Dir schlecht, mich durch solche Täuschungen fassen zu wollen."

„Täuschungen?" erwiederte Scheden, „und warum sollte ich sie anwenden? Um Dich zu bekehren? Eitle Thorheit, ich weiß, Du würdest mich durchschauen. Und wozu hätte ich sie nöthig? Etwa um Dich mit einer Lüge zu anderen Lügen zu bewegen? So plumpe Fallen würdest Du verachten und eben deswegen Dich abwenden, statt uns beizupflichten. Ich appellire an Dich selbst, Du wirst am besten wissen, was wahr, was falsch ist."

„So meinst Du, daß Alfeld meine Stellung richtig erkannt?" fragte Lembek.

„Wie sollte er nicht?" erwiederte der Etatsrath. „Er ist reizbar und mißtrauisch, aber er fordert Nichts, was Deine Ehre antasten könnte. — Deine Lage ist so klar, wie sie sein kann den Verhältnissen gegenüber, die jeden Mann jetzt zwingen zu zeigen, welche Farbe er trägt. Das aber bedenke wohl, willst Du Deine eigene Zukunft glänzend und sicher machen, so bleibt Nichts übrig, als Alfeld's neuerwachtes Wohlgefallen Dir zu sichern; spricht Etwas in Dir für die Erbin von Bornholm, die Alfeld's Erbin sein wird, so kannst Du ihre Hand nicht anders gewinnen, als durch den Beweis, daß Du ihrer würdig bist."

„Auch darin pflichte ich Dir bei," sagte Lembek.

„Sie ist schön und gut," fuhr Scheden fort, „wer möchte nicht um ihre Hand werben; ich habe eingesehen, daß keine Concurrenz für mich möglich ist."

„Vielleicht auch nicht," murmelte Lembek vor sich hin.

„Ich habe beobachtet, welchen Eindruck Du auf sie gemacht hast, und ich kenne die Weiber."

„Ich danke Dir," antwortete Lembeck, „und werde Zeit haben, Deine Mittheilungen zu überlegen."

„Das heißt, Du willst fort?

„Ja, ich habe versprochen, am Abend zu Hause zu sein."

„Ohne Zweifel, um Deinen Freunden in den blauen Röcken eine Vorlesung zu halten?"

„Du hast es getroffen. Eine Versammlung angesehener Männer erwartet mich."

„Dann hast Du Recht, nicht dabei zu fehlen, und bist im Stande, aus freier Wahl den Eingebungen Deiner Klugheit Gehör zu verschaffen. Wann sehe ich Dich wieder?"

„Morgen nicht," erwiederte Lembek.

„Morgen nicht? Gut, mag es so sein. Alfeld geht nach Schleswig, um Ida's Mündigkeit beim Obergericht in gesetzliche Form zu bringen und sich von der letzten Rechnungsablegung über ihr Vermögen freisprechen zu lassen. Ich werde ihn begleiten. Die

Erbin von Bornholm ist eine ganz unabhängige freie Herrin über Alles, was sie zu geben hat. Hast Du Vertrauen zu mir, so will ich Deine Sache führen. Wende Deinen Tag gut an und komm denn, wann Du willst. Ich sage noch einmal, es ist nicht Zeit, mit Ideologen in Dunst und Nebel umherzutaumeln und sich die Köpfe mit patriotischem Unsinn zu verwirren. Laß uns jetzt gehen, es wird feucht hier. Die Welt versinkt, erhalte sich wer kann."

In dem Augenblicke flog ein rother Schein durch das Abenddunkel, das die Küste einhüllte, und bald darauf hallte der Donner eines Schusses ihm nach.

„Ach," rief Scheden lachend, „die Fregatte da unten erinnert uns zur guten Zeit, daß sie auch ein Wort mitzusprechen hat. Was soll aus einem Widerstande werden, der überall angefallen und erstickt werden kann? Von beiden Seiten Wasser für die Schiffe der Dänen, ein Stück Land dazwischen von kaum acht Meilen Breite, ein Heer im Norden doppelt so groß, als was man hier zusammenraffen mag. Wahrlich, Lembek, wenn man dies Alles erwägt, gehört der Muth eines Tollhäuslers dazu, sein Leben, seine Habe und Gut dafür in die Schanze zu schlagen. Sie schreien freilich nach Deutschland und meinen, von dort, wo die sogenannte Freiheit wild aufwuchert, müsse der wahre Stern des Heils kommen. Ich glaube, es hätte

ihnen nichts Böseres geschehen können. Sie werden in diesen Strom gerissen werden, der Nichts ist, als ein wilder Waldbach, den ein Gewitter erzeugte. Wenn es vorüber ist, wird er versiegen."

„Wer kann die Zukunft ermessen?" fragte Lembek.

„Niemand, sagen unsere Weisen, aber ein gutes Auge kann dennoch in dem dunklen Buche blättern und Manches lesen, was da geschrieben steht. Meinst Du, daß die Politik der großen Mächte ruhig zusehen werde, daß Deutschland diese Länder verschlingt, deren Besitz es zur Seemacht erheben würde?"

„Revolutionen, wie diese," sagte Lembek, „brechen allen Widerstand."

Der Etatsrath lachte. —

„Guter, gläubiger Freund," rief er, „frage in einem Jahre darnach und sieh zu, was daraus geworden ist. Das kleine Volk der Dänen wird seine Sache siegreich führen, weil es ein Volk ist, Euch aber wird man als Empörer behandeln, sobald der Tag gekommen ist, wo die Vernunft zurückkehrt. — Ich bitte Dich, Lembek, laß Dich nicht verleiten, an die Dauer dieses unnatürlichen Völker-Frühlings zu glauben, der erfrieren wird, ehe er Knospen treibt. — Hüte Dich, Freund, und glaube mir, Glück ist für Dich nur in Ida's Armen, die sich Dir entgegen strecken. — Da ist das holde Kind, da geht Deine Sonne auf!" — Er deutete

auf den Balkon, wo die Erbin schön und stolz neben ihrem Oheime stand und die Nahenden erwartete.

Nach einer halben Stunde war Lembek auf dem Wege nach Hause. Alfeld hatte ihn freundlich entlassen, aber er hatte versprechen müssen, am zweiten Tage wieder zu kommen und ein Familienfest feiern zu helfen, das Ida's Mündigkeit verherrlichen sollte. Das Fräulein hatte kein Wort zu dieser Einladung hinzugefügt. Kalthöflich und förmlich nahm sie mit wenigen gleichgültigen Phrasen Abschied und wandte sich ab, als Lembek von den Herren begleitet hinausging, wo sein Pferd bereit stand. Das Hausgesinde hatte sich versammelt und mit auffallender Freudigkeit wollten Viele ihm hilfreich sein, Andere ihm die Hand reichen, Alle ihn sehen. Sie wußten recht gut, was er seit Jahren im Lande gethan hatte, sein Name war weit umhergetragen. Manche hatten ihn in Versammlungen auch sprechen hören, und jetzt zeigte sich die freiwillige Huldigung der Menge für den Mann, dem sie ihre Zuneigung schenkte in der Liebe, mit welcher sie ihn betrachtete.

„Da haben wir es," sagte der Baron verdrießlich. „In seinem eigenen Hause ist man vor Demonstrationen nicht mehr sicher. Ihm laufen sie nach und sehen ihn so verliebt an, als brächte er ihnen das Himmel=

reich. — Heillose Wirthschaft, und meinen Sie denn, er wird in sich gehen?"

„Ich denke wohl," erwiederte der Etatsrath, „wenigstens hat er Stoff zum ersten Besinnen mitgenommen. Sie sind ihm vertrauensvoll entgegengekommen, auch Fräulein Ida hat wesentlich geholfen."

„Geholfen hat sie," sagte der alte Herr kopfschüttelnd, „aber sie hätte mehr thun können. Er ist ihr in tiefster Seele zuwider, ich kann es nicht ändern. Ich bat sie vergebens, ihn freundlich einzuladen. „„Lassen Sie mich ganz aus dem Spiele, Onkel, ich will nicht!"" war ihre Antwort. Was ist da zu machen? Sie hat sich nicht einmal überwinden können, ihm Lebewohl zu sagen."

Mit einem spöttischen Lächeln blickte Scheden den Weg hinab, wo der Reiter verschwunden war, und folgte dem Baron dann nach, der seine Parthie Sechsundsechszig spielen wollte.

Lembek hatte inzwischen seinem raschen Pferde keinen Zwang angethan. Er überließ sich seinen Gedanken, und während die Dämmerung und Nacht verlief, ging er rasch über die Höhen hin, bis sich der Weg in ein Labyrinth von Hecken verlor.

„Gute Nacht, Herr Lembek!" rief eine Stimme hinter ihm, als er langsam sein Pferd in den schmalen

Pfad eintreten ließ, und als er umblickte, sah er wenige Schritte vor sich den Kaufmann Nielsen stehen, der dicht an ihn herantrat.

„Sie wollen so spät noch weiter?" fragte Lembek.

„Fluth und Zeit kehren sich an Nichts," antwortete der Kaufmann, „aber so bekannt bin ich doch hier nicht im Lande, um nicht fragen zu müssen, ob dieser Weg nicht hinabführt an's Meer?"

Lembek bejahte es.

„Es ist Schade," sagte der Kaufmann, „daß unsere Wege so weit auseinanderlaufen, aber ein ander Mal, Herr Lembek, wird es mir vergönnt sein, länger mich ihrer Gesellschaft zu erfreuen. Ich bleibe in der Nähe, und wenn es irgend angeht, bin ich übermorgen auch wieder bei Herrn von Alfeld. Sie kommen doch?"

„Ganz gewiß," war die Antwort.

„Sie sind mein Mann! Der Teufel hole alle Aristokraten! Schleswig-Holstein für immer! Hallo, wer geht da?"

„Gut Freund!" sagte ein zweiter Mann, der zwischen den Hecken hervorkam.

Der Kaufmann trat einen Schritt zurück und zog Etwas aus der Tasche, das eine Pistole sein mußte, denn es knackte, als werde der Hahn gespannt.

„Nehmt das Ding weg!" schrie der Andere, „wenn's kein Unglück geben soll."

„Bist Du es, Ludolf?" sagte Lembek.

„Ja, Herr," antwortete der Bauer. „Habe heute Sachen abgemacht in Missunde und kam die Heckensteige herauf, um heim zu gehen, hätt' aber nicht geglaubt, daß mir Einer in den Weg kommen würde, der sich fürchtet, wenn er einen Mann sieht."

„Einerlei," sagte der Kaufmann, „in der Nacht muß Jeder auf seiner Hut sein, zumal, wenn er allein ist. — Vorwärts denn, wir treffen uns wieder. Gute Nacht, Herr, und damit genug."

Er schritt rasch fort, Ludolf faßte den Steigbügel Lembek's und ging neben dem Pferde her.

„Ich habe Sie hier erwartet," sagte er leise, „nachdem ich auf dem Gute gehört hatte, Sie wollten bald nach Hause kommen. Der Donnerkerl ging vor mir her, sah hier und dort hin, blieb stehen und schaute sich um, als suche er Gesellschaft oder hätte nichts Gutes im Sinne. Kennen Sie ihn?"

„Es soll ein Kaufmann aus Sonderburg sein."

„Und hat Pistolen in der Tasche?" fuhr Ludolf bedächtig fort. „Es treibt sich allerlei Volk hier umher, möglich, daß es Einer von den Inseln ist, die Alle kein gut Gewissen haben. Das ganze Land soll voll Spione sein."

„Und wie steht es in Missunde?" fragte Lembek.

„Ihre Briefe sind sicher besorgt," antwortete

Ludolf. „In Missunde sind Dragoner und Jäger, alle Herzen voll Lust, überall Fahnen und Gesang. Ist ein herrlich Leben da; jede Hand wartet auf den Augenblick, wo es losgehen wird.“

„Und wir in Angeln werden nicht zurückbleiben.“

„Wenige werden es thun, obwohl es auch Träge genug giebt, die da meinen, ruhig sitzen sei besser. Schade d'rum, daß wir nicht mehr Waffen und weniger Geld haben. Sitzen da Viele auf ihren Geldsäcken und schauen bedächtig durch's Fenster, woher der Wind bläst. Die Landessache wollen sie freilich Alle und möchten um keinen Preis das rothe dänische Kreuz küssen, aber sie sind im Frieden reich geworden und können es nicht fassen, daß sie selbst mit d'rein schlagen müssen, wenn es anders werden soll.“

Mit diesen Worten hatte der junge Mann den Zustand des ganzen Landes wahrhafter dargestellt, als er selbst es wohl dachte. Guter Wille war überall vorhanden; der heftigste Zorn gegen die, welche sie zu Dänen machen wollten, war genährt durch den langen Streit der Gelehrten, der Gebildeten und der Presse. Der Haß saß tief in den Herzen des Volkes, aber zur That war dies zu langsam deutsch, zu einsam wohnend auf seinen Höfen, zu wenig raschen Blutes und zu friedlich kaufmännisch und wohlhäbig, um kriegerisch zu sein.

Lembek hörte lange schweigend auf das, was sein Begleiter ihm mittheilte, der lebendig ausmalte, was er wußte und empfand. Aber die Begeisterung des jungen Landmannes war eben so groß, wie seine Verachtung der Gegner. „Wir wollen's schon machen," rief er, „laßt sie nur anfangen. Oft genug haben die Bauern ihre Freiheit vertheidigt gegen zehnfach stärkere Feinde. Denkt an die Dithmar'scher, wie die sie jagten. Laßt die Bedächtigen reden, was sie wollen, so wie es in Kiel losgeht, bricht's überall zusammen; wir thun, was Sie sagen, Herr."

Als endlich der Hof erreicht war, befand sich dort eine Anzahl kleiner Gutsbesitzer, zu denen sich einige Prediger gesellt hatten. Lembek wurde mit Freuden empfangen, man sah es jedem Gesicht an, daß alle Hoffnungen an ihm hingen, und bis spät in der Nacht saßen sie beisammen, angeregt durch die Nachrichten aus dem Süden, und hörten ihm zu, wie er mit hinreißender Macht über die Opfer sprach, welche das Vaterland jetzt von seinen Söhnen forderte.

Viertes Kapitel.

Am andern Tage war eine Volksversammlung, zu der die Männer aus nahen und ferneren Kirchspielen zusammenkamen. Die jungen Leute zogen mit Fahnen und Musik herbei, viele kamen zu Roß und zu Wagen, denn Keiner wollte zu Hause bleiben, Alle wollten wenigstens hören, wie es stände, denn bis in die ärmsten Hütten war die Bewegung gedrungen.

Eine kleine Anzahl junger Männer hatte sich mit Jagdgewehren und allerlei alten Waffen versorgt, die große Mehrzahl aber sah so friedlich aus, wie immer. Krieg war ihnen Menschenalter lang völlig unbekannt geblieben, ihre Kinder meist nicht einmal Soldaten geworden, denn wen etwa das Loos traf, in dem kleinen Heere zu dienen, der hatte sich, wenn es irgend anging, losgekauft. Mit ihren harten, braunen Gesichtern und kräftigen Schultern sahen sie allerdings breit genug aus, um mannhaft fest zu stehen, wo es gilt; aber wo so viele Heerden brüllen, so reiche Felder liegen, so große Höfe an den Berglehnen stehen und so lange Zeit kein Mensch daran gedacht hat, das Aeußerste zu wagen, blieb es bei aller Aufregung und allem Haß doch wahr, was Ludolf sagte: Die Meisten konn=

ten es nicht fassen, daß sie mit darein schlagen müßten, wenn es anders werden sollte.

Als Lembek erschien, flog ihm ein Jauchzen entgegen. Keiner ließ sich hören, der ihm nicht beipflichtete. Neues konnte er nicht sagen, er zählte auf, was seit Jahren vorgegangen, und was seit des alten König Christian's Tode seit einigen Monaten hinzugekommen war. Seine Rede wurde lautlos gehört, jedes seiner Worte hallte von den Bergen wieder. — Wie er da stand zwischen den wehenden deutschen und den Landesfahnen, die man um den Erdhügel gesteckt hatte, auf welchem er sprach, mußte sein Anblick die Herzen ergreifen. Seine Gestalt schien sich auszudehnen, seine Augen sprühten, seine begeisternden Worte drangen wie Pfeile durch die härteste Haut. Da war Keiner, der ihm nicht zunickte bei jedem seiner Gründe, um die Wahrheit zu bekräftigen, Keiner, der nicht eingesehen hätte, es bliebe irgend eine andere Wahl, als Weib und Kind zu schützen vor Gewalt oder das Vaterland aufzugeben und dänisch zu werden.

Mitten in seiner Rede blickte er auf und sah einen Wagen herbeikommen, in welchem eine Dame saß. Der Wagen näherte sich und hielt an dem äußersten Kreise still, die Dame schlug den Schleier zurück, der ihr Gesicht bedeckte, und sah zu dem Redner hinüber,

über die Köpfe der Menge fort, welche sich nach ihr umwandte, und deren Gemurmel und feindliche Blicke sie nicht beachtete, obwohl nach und nach das Lachen, Zischen und Spotten bedenklich zunahm.

Lembek hatte sie sogleich erkannt. Eine hellere Röthe färbte seine Stirn, aber seine Stimme wurde noch lauter und eindringlicher, seine Augen hefteten sich auf sie, es war, als richtete er seine Worte an die Versucherin.

„Wir sind ein stilles, friedliches Volk," sagte er, „wir begehren Nichts, als daß man uns bei unseren Brüdern und Freunden lasse, mit denen wir durch uralte Rechte, durch Sprache und Sitten, durch Gesetze und Gebräuche verbunden sind. Wo sind denn die Ehrgeizigen unter uns, welche mehr begehrten, als was wir verbürgt und verbrieft besitzen, und was das Erbe unserer Väter ist? Haben wir irgend ein Recht des König-Herzogs angetastet, wollen wir von ihm fordern, was nicht uns gehört, wollen wir ihm abzwingen, was wir nicht besäßen? Die Dänen allein sind es, die den Frieden stören, sie nur wollen uns von denen reißen, die mit uns durch alles Leid seit Jahrhunderten gegangen sind. Sie wollen uns ein Vaterland aufzwingen, das wir von uns stoßen, weil es uns fremd ist, sie wollen uns lehren, daß wir keine Deutschen sind, weil dies Stück Land ehemals zur dänischen

Krone gehörte. Das Land thut es nicht, es ist derselbe Lehm und Sand wie vor uralten Zeiten, mag da wohnen, wer da will, aber wir haben es mit unserem Fleiße bebaut, wir haben es erobert durch unsere Arbeit. Der deutsche Pflug hat es fruchtbar gemacht, und mit tausend Fingern klammern wir uns an unsere Freunde im Süden fest, die durch Kunst und Gewerbe, durch Handel und Verkehr, durch Alles, was das Menschenleben verbindet und vereint, mit uns zusammengehören.

„Klein und schwach sind wir, denn die Dänen haben uns schwach gemacht. Unser Geld haben sie für ihre Flotte, für ihr Kriegsheer und für ihre Erhaltung verbraucht, unsere Steuern wanderten über die See in ihre Hauptstadt, unser Ruf nach Gerechtigkeit verhallte vergebens, aber Alles, was seit vielen Jahren geschah, um uns zu Dänen zu machen, gelang nicht, denn unser Sinn war deutsch, und keine Verlockungen konnten Eingang finden. Nun endlich, da Nichts geholfen hat, soll das Schwert entscheiden.

„Sie sammeln ein Heer an der Grenze, das über uns herfallen will, ihre Schiffe sperren unsere Häfen, und wir haben Nichts, als unsere Zuversicht und den Muth unserer gerechten Sache. Da mögen Viele sein, die mit Bangen in die Ferne blicken. Andere mögen bedenken, ob sie der Uebermacht nicht erliegen werden. In solchen Zeiten aber wirft der Mensch hin, was er

hat, und darf nicht fragen, ob es nicht klüger sei, den Nacken zu beugen, um sein Brot in Demuth weiter zu essen. Was einem Manne auch geboten werden kann für Abfall und Verrath an seinem Volke, er muß den Sündenlohn weit von sich schleudern. Es sieht wohl lockend aus, Reichthum zu gewinnen, oder eines Weibes Liebe, oder um Ehren und Ansehen, um den Lohn der Mächtigen und Großen klugem Rathe zu folgen, um sich zu sichern vor der Rache der Feinde; aber Schmach und Schande über den Elenden, der um solchen Preis Vaterland und Freunde verbüßt. — Der Güter Höchstes, sagt ein großer Dichter unseres deutschen Volkes, Vaterland, Freiheit, Recht und Ehre muß der Mensch vertheidigen gegen Gewalt. Wir stehen für unser Land, für unsere Weiber, unsere Kinder."

Die kräftige Stimme des Redners, der Ausdruck seines Gesichts und seine hochgehobene Hand vollendeten den Erfolg seiner Rede. Bänder mit deutschen Farben wurden vertheilt, alle Hüte damit geschmückt, Jubelgeschrei und Schwüre, deutsch zu leben und deutsch zu sterben, hallten durch die Luft. Mitten durch diese erregte Menge aber fuhr der Wagen der Erbin von Bornholm langsam weiter. Die Dame hatte den schwarzen Schleier wieder über ihr Gesicht gedeckt, und

zwischen den wehenden Fahnen stand Lembek und sah ihr nach, bis sie verschwand.

Nach einigen Stunden trat er in sein Haus, wo Anna ihn erwartete, die ihm freudig die Hände drückte und mit Stolz zu ihm aufsah. Das große Mädchen mit blühendem Gesichte und muthigen Augen war voll Geschäftigkeit und Sorgfalt.

„Will's Gott!" rief sie, „das ist ein Tag, den Niemand vergessen wird. Aber wie sehen Sie müde und matt aus, Herr. Es muß angreifen, so lange aus voller Brust zu sprechen, ich kann's wohl deuken. Doch heute ist Jeder froh und freudig, und ich bin es auch."

„War Ludolf hier?" fragte Lembek.

„Ja, Herr," sagte Anna, „er hat mich hergebracht und ist auf und davon, um mit anderen Freunden seine Sache abzureden. Er wird nicht hier sitzen bleiben, wenn die Rothröcke kommen," fuhr sie fort, als Lembek schwieg, „und so ein Bursch wie der nimmt Manchen mit sich fort."

„So muß es geschehen, Anna."

„Weiß wohl, Herr," sagte sie, „so muß es geschehen, es kann nicht anders sein. Wir können's lassen mit der Hochzeit, bis wir wissen, woran wir sind."

„Ludolf ist seines Vaters einziger Sohn," erwiederte Lembek halb für sich.

„Das hat auch Petersen gesagt," fiel sie ein, „aber Ludolf wollte Nichts davon wissen. Der hat sein Herz auf der richtigen Stelle, wollte Gott, sie hätten es Alle so. Sag' Du, sprach er, ob ich gehen oder bleiben soll, und wenn Du es zufrieden bist, wird Keiner mich halten."

„Du sagtest: Geh?" fragte Lembek.

„Hast nicht gehört," sagte ich, „daß man Schimpf und Schande auf sich bringt, wenn man um ein Mädchen Volk und Land verläßt in der Noth? Möchte Deine Hand nie annehmen, Ludolf, nie mit Dir mich zusammenthun, wenn Du die Augen niederschlagen müßtest. Geh und sei brav, ich will schon warten."

„Aber wenn er niemals wiederkehrt, Anna?"

„Wer mag das Schlimmste denken, Herr. Aber wenn's Gottes Wille ist, muß es auch getragen werden." Ihre Stimme zitterte leise, und doch lachte sie dazu. „Es muß ja so sein," rief sie freudig auf; „wenn Jeder sich davon schleichen will, was soll daraus werden?"

„Hast Recht, liebe Anna," rief Lembek, „o wären alle Mädchen Dir gleich. Aber auch ich muß gehen und lasse Dich allein zurück."

„Geht in Gottes Namen," sagte sie, „ich will's zusammenhalten, wie ich kann. So, Herr," fuhr sie fort, als sie in seine Augen sah und diese klar und ausdrucks-

voll wie sonst glänzten, „das ist der rechte Blick. Ist unsere Sache wahr und gerecht vor Gott und Menschen?“

„So gerecht, Anna, und so wahr, wie es Menschen wägen und fassen können.“

„Nun denn,“ sagte sie, „so opfere Jeder das Liebste, was er hat, und werf' die Sünde von sich, die ihn verlocken will. Da war das stolze Fräulein von Bornholm bei uns im Kreise und hörte an, was Sie redeten. Es mag ihr nicht gefallen haben; sie stand in ihrem Wagen lange wie ein Bild von Stein, bis sie endlich davon fuhr. Das ist auch eine von Denen, die ihr Volk verlassen haben. Haben Sie sie gesehen, Herr?“

„Ich habe sie gesehen,“ sagte Lembek, indem er fortging, denn es war ihm unmöglich, Anna anzuschauen.

Am Nachmittage endlich ging er hinaus in die Feldmarken und durch die Heckensteige hinauf zu der Höhe, an welcher der Hof lag. Von dort aus zog sich das Gelände in einen weiten Grund, über welchem die Sonne funkelnd hing und das saftige Grün der Saaten, die Waldgehege und großen Höfe beleuchtete. Einer derselben lag vor ihnen unter alten kahlen Bäumen, die um sein hohes Schieferdach ihr narbiges Geäst, wie ein Kranz, verflochten. Seine Blicke hefteten sich an die sonnenhellen Fenster und irrten über den

ganzen Raum, ohne zu finden, was er suchte. Endlich stieg er hinab, von Stein zu Stein springend, die den schmalen Pfad füllten, und bald stand er vor dem Hause, das zur Seite der Wirthschaftsgebäude lag, in welchem der Pächter von Bornholm mit seinen Leuten wohnte. Das Herrenhaus des adligen Gutes lag öde und still, von verwilderten Grasplätzen umgeben. Einst war es ein Schloß gewesen, auf dessen Grundmauern und runden Thürmen die spätern Besitzer ihre bescheidene Wohnung errichtet hatten. Aber als sie diese bauten, waren sie doch Herren über Land und Leute; die Leibeigenen blickten mit Furcht und Demuth zu diesen dunklen Mauern auf. Die Großväter und Großmütter derer, welche heute die Besitzerin dieses stillen Hauses verlacht und Lust gehabt hatten, sie mit Geschrei und Hohn aus ihrem Kreise zu jagen, waren zitternd hierher gekommen, um Frohnden zu verrichten, auf dem hölzernen Esel zu reiten, schwere Steine an den Beinen, oder mit verbrannten Fingern nach Hause zu heulen, wenn sie den Flachs nicht fein genug gesponnen hatten, der auf Befehl der strengen Schloßfrau um ihre Glieder gewickelt und angezündet wurde.

Sechszig oder siebzig kurze Erdenjahre hatten alle die alte grausame Macht und Herrlichkeit von diesen Rittersitzen abgestreift. Da standen Bauernhäuser, die ganz anders groß und stattlich in's Thal blickten, wie

dies öde Haus mit seinen eisernen Fenstergittern, da fürchtete sich keiner dieser freien Hufner mehr, wenn sie Geld zählend in ihren hellen, behaglichen Wohnungen saßen, daß der gestrenge Herr eintreten oder der Vogt sie zur Arbeit schleppen könnte mit Weib und Gespann. Nichts von Allem war geblieben, als die tiefe Kluft einer Trennung, die an den Menschen festklebte, nachdem die alten Schloßgräben längst ausgefüllt, die alten Satzungen längst zu den Todten gelegt waren.

Die Herren in den alten Edelsitzen und die Männer in den großen neuen Häusern von Stein blieben doch ganz verschiedene Geschlechter. Je mehr der Adel sich absonderte, seine alten Privilegien vertheidigte, seine Corporation uud deren Rechte voranstellte, um so mißtrauischer betrachtete ihn der Bauer, und um so mehr fiel er der patriotisch=deutschen Volkspartei zu. Wenige Männer und Familien aus der Reihe des Adels waren Männer des Volks; man hatte nicht vergessen, was sie von je an gethan und gehindert. Bei der Landesfrage: ob dänisch oder deutsch? war es aber freilich anders geworden. Mancher Hochgeborene hatte sich heftig dagegen erklärt, der ganze Anhang der Herzoge von Augustenburg hatte sich nun mit der Volkspartei verbunden.

Als Lembek die angelehnte Thür des alten Hauses öffnete und auf den schallenden Steinstufen die Treppe

hinaufstieg, deren schnörkeliges Eisengitter verbogen seitwärts hing, überkamen ihn alle diese Gedanken und Vergleiche zwischen ehemals und jetzt. Dies alte Haus mit seinen Erinnerungen vergangener Zeiten war doch noch immer für andere Wesen bestimmt, als jene da in den blauen Jacken und bunten Röcken. Die Wahrzeichen eines alten Geschlechtes, das gebietend hier gewohnt hatte, hingen in verblichenen und verstaubten Wappenschildern über der Thür, welche in die oberen Gemächer führte, und als er jene öffnete, stand er in einem gewölbten Saale mit Deckenstücken, deren Farbe kaum mehr zu erkennen war. Die Eichentäfelung war schwarz geworden von Rauch und Zeit; von den Wänden umher sahen Ahnenbilder auf ihn nieder, Damen in steifen Faltenhauben und Stuartskragen, Rosen in den Händen und Gebetbücher, daneben Männer im Brustharnisch oder schwarzen Mänteln mit goldenen Ketten. Gelbe Sonnenblitze fielen auf die stillen, harten Gesichter, und Staubwolken flogen auf, die aus ihrem Nichts aufgeweckt waren von der Macht des belebenden Lichtes, um wild darin umherzujagen.

Langsam ging Lembek durch den einsamen Saal und blieb in der Mitte stehen, indem er die Bilder betrachtete. Es kam ihm vor, als richteten sie alle die Augen auf ihn, als wollten sie ihn fragen, was er hier suche, und als runzelten sich die breiten rothen Stirnen

der alten Barone über den verwegenen Bauer, der in seiner Friesjacke so dreist mitten unter sie trat.

Plötzlich aber blickte er nach der Thür hin, die in ein Nebenzimmer führte, und er hörte eine Stimme, die ihn lebendig machte. Er hörte seinen Namen laut und deutlich aussprechen und dann ein langes, leises Murmeln von Worten, die an den Wänden flüsternd hinzogen und verhallten.

Als er die angelehnte Thür öffnete, sah er die Erbin von Bornholm vor sich. Ein Feuer brannte in dem großen Kamine, auf dessen Rand sie ihren Fuß setzte, während ihre Hand ein mächtiges Rechnungsbuch festhielt, das auf ihren Knieen lag. Ihr schwarzes schweres Kleid von Seide zog einen weiten Kreis um den Sessel, auf welchem sie saß, ihr Arm, mit einem funkelnden Geschmeide umwunden, streckte sich weiß und voll aus der dunklen Umhüllung und stützte den gebeugten Kopf, der regungslos auf die Blätter des großen Buches sah. Die langen dunklen Vorhänge hielten das helle Licht zurück, und leicht konnte man meinen, eine der alten Ritterfrauen sei aus ihrem Rahmen gestiegen, um Rechnung zu halten über Zins und Recht ihres Hauses. Nach einigen Augenblicken aber wandte sich die Dame nach dem Geräusche um, als Lembek einen Schritt that, und ohne Ueberraschung blickte sie ihn an wie einen lange Erwarteten.

„Endlich kommen Sie, lieber Lembek," sagte sie, „eben da ich mich mit Ihnen beschäftigte. Der Meier hat mir das Grund- und Einnahmebuch des Gutes vorgelegt, und darin steht, daß Sie mir steuerpflichtig sind für Holz und Mühle und bei Strafe des doppelten Betrags am St. Martinstage immerdar Zahlung leisten sollen in guter Landesmünze."

„Und als Ihr Lehnsmann versprach ich dies treu zu halten, meine edle Herrin," erwiederte Lembek. „Alle meine Schuld will ich in guter Landesmünze bezahlen und freudig meine Pflicht in Ihrem Dienste erfüllen, es sei denn, daß ich davon entbunden werde."

„Darauf hoffen Sie nicht," versetzte das Fräulein. „Nein, Lembek, ich halte fest am alten Recht, meine Lehnsleute sollen sich nicht auflehnen gegen ihren Herrn. Setzen Sie sich her zu mir und nehmen Sie dies ehrwürdige Buch, das einen Schatz guter, zum Nachdenken geeigneter Lehren enthält. Wir sind in diesem Augenblicke die einzigen Bewohner dieses alten Hauses; aber ist es nicht schön in seiner schwermüthigen Einsamkeit und Trauer? Ich freue mich darauf, hier einmal zu wohnen, und habe Stunden lang heute, ehe Sie kamen, damit zugebracht, mir alle die Geisterschauer wieder einzuprägen, welche in meinen Kinderjahren mich so oft beschlichen, wenn ich durch den Saal dort ging und die Bilder mich betrachteten.

„Es ist schön,“ sagte Lembek lächelnd, „auch mit Denen zu leben, die nicht mehr sind und Nichts hinterlassen haben, als ein Bild, das ihre Züge trägt, doch größere Rechte haben Die an uns, welche mit uns fühlen und empfinden; das warme Fleisch und Blut der Gegenwart, das nicht ersetzt werden kann durch alle Farben, die Todtes mit dem Scheine des Lebens umhüllen.“

„Als ob die Vergangenheit nicht zu uns gehörte,“ erwiederte das Fräulein, „als ob wir selbst wären, wenn sie uns nicht in die Gegenwart geführt hätte; als ob die Zeit, welche über uns hinrauscht, nicht ein Ganzes bildete, aus dem kein Stein genommen werden kann. Darin liegt das Widerwärtige, was mich immer electrisch zurückstößt, daß Die, welche vorwärts wollen, nicht anders es zu können meinen, als wenn sie die Vergangenheit schmähen. Sehen Sie in dies Buch, Lembek. Seit länger als fünfhundert Jahren haben meine Vorväter hier gewohnt. Einer ist König Abel's Feldherr gewesen, ein anderer Herzog Waldemar's Kanzler. Mancher ist gefallen in blutigen Schlachten, bei Hemmigstedt, gegen die wilden Bauern aus Dithmarschen, gegen Friesen und Holsten, immer waren sie da, wo ihres Fürsten Banner wehte. In Rath und Heer standen sie voran, und hier stehen ihre Namen in diesem alten Buche beisammen, wie sie einander folgen, und

was sie Löbliches vollbrachten. In diesem Thale wohnten sie, erwarben Land und Leute, schützten die, welche sich zu ihnen wandten, stellten Gerechtsame fest und überlieferten von Geschlecht zu Geschlecht ihren Nachkommen ihren Ruhm, ihre Ehren und ihren Namen. Ihre Habe ist nach und nach schmäler geworden," sagte sie dann lächelnd, „von vielem Besitze ist Nichts übrig geblieben, als dies prächtige alte Haus und wenige Hufen Land, von aller Macht Nichts, als der Staub verwitterter Gnadenbriefe, von aller Stärke Nichts, als ein einsames Mädchen, das heute vom Hohngelächter der jetzigen Landesherren verfolgt hierher floh, um es denen dort im Saale zu erzählen, wie wunderbar sich Alles in der Welt umgestaltet hat."

„Und was haben Sie ihnen von mir erzählt?" fiel Lembek ein. „Ich fürchte, theure Ida, es ist nichts Gutes gewesen, denn überall schauten mich vorhin ernsthafte und strenge Gesichter an."

„Wenn Sie nicht Lembek hießen," erwiederte das Fräulein, „so würde ich vielleicht dem Bannerträger Herzog Friedrich's, der dort an der Ecke hängt, berichtet haben, daß ich auf seltsame Weise ergriffen worden sei von dem, was ich heute gesehen. Ich hätte sagen können, daß er sich denken möge, es sei diese Zeit fast wie damals, wo in den Dithmarschen sich die kühnen Bauern versammelten, welche, als Wolf Isebrand zu

ihnen gesprochen, zu ihren Spießen griffen, um ihre Freiheit gegen das furchtbare Heer des Dänenkönigs und seiner schwarzen Garde zu vertheidigen."

„Und was haben Sie statt dessen gethan?"

„Nichts," erwiederte sie, „als daß ein Lembek es war, den ich reden hörte. Ein Name, den er ganz gewiß kennen mußte, denn er sah mich an mit seinen großen Augen, als sei er ganz erschrocken darüber, und wahr oder falsch, ich weiß es nicht, aber es kam mir vor, als schüttele er den Kopf und mache ein Gesicht, wie Einer, der Unglaubliches glauben soll."

„Sie hätten ihm wenigstens sagen sollen," fiel Lembek ein, „daß der heilige Vertrag, den er oder sein Vater in Ripen mit unterzeichnete, nach welchem Schleswig und Holstein auf ewig zusammenbleiben sollten, ungetheilt, schmählich gebrochen worden sei, und daß man uns Alle, den letzten Sprößling seines eigenen Namens nicht ausgenommen, dänisch machen will, dann würde der alte Ritter den Lembek wohl begriffen und ehrlich dazu genickt haben."

Das Fräulein schwieg nachdenkend, indem sie in das verglimmende Feuer schaute; endlich hob sie den Blick wieder auf und sagte mit abwehrender Stimme: „Der große König Harald Harfagr stand einmal mit dem Fuße in dem Taufstein, um ein Christ zu werden. — Wo sind meine Ahnen, Priester? fragte er; in

Deinem Himmel oder in der Hölle? — In der Hölle, sagte der Christen-Priester. — Und mein Vater und Alle, die ich liebte auf Erden? — Alle in der Hölle. — Nun denn, bei Odin, Thor und Freia! rief der König, so will ich bleiben, wo sie sind. — Kommen Sie, lieber Freund," fuhr sie dann lebhaft fort, „ich will Ihnen zeigen, was dies alte Haus enthält, und was ich mir ausgedacht hatte, um es bequem und wohnlich einzurichten. Mein Oheim ist, wie Sie wissen, heute in Schleswig, um seine Rechnungen abzuthun, mir hat er sie schon abgelegt und mich in Erstaunen gesetzt, wie viel seine Güte für mich gespart hat. Ich bin reich geworden, denn ich habe Nichts verbraucht. Dies Haus ist geblieben, wie es war, er hat mir es überlassen, dafür zu sorgen, wenn ich einst es bewohnen wollte. Und ich will es bewohnen," fuhr sie fort. „Ich sehne mich nicht darnach, in großen Städten zu leben, ich ziehe den Frieden einer einsamen Häuslichkeit vor, den engen Kreis mit Wenigen, die eine feste, treue Kette bilden."

„Die Kette der Liebe und Freundschaft," erwiederte Lembek, „schlingt sich dichter um die Menschen, die in sich selbst ihren Frieden finden, als um andere, welche viel von dem glänzenden Beiwerk des Lebens nöthig haben. Aber die Verhältnisse thun Alles, bestimmen unser Schicksal."

„Doch nicht ohne unsern Willen," antwortete sie.

„Ich bin frei und unabhängig und denke darnach zu handeln. Wenn die Welt voll Hader und Gewalt ist, soll man dann nicht um so mehr nach Glück und Frieden für sich selbst suchen? Die alten Weisen haben das schon gesagt, und Könige haben ihre Kronen und ihren Ruhm vergessen, um in einem grünen stillen Thale froh und einsam zu leben. Können uns die Dänen das nehmen? Können sie mit all' ihrem Rechte oder Unrechte uns dieses einsame Glück entreißen?"

„Ein märchenhaftes Glück," sagte Lembek.

„O, warum märchenhaft? Es ist das Glück, das vor Allem gepriesen wird, das Glück, welches uns, fern von Ehrgeiz, das Herz bietet und die Natur. Ich kann nicht denken, daß, wenn man diese Thäler mit Blut benetzt, wenn die Hälfte derer, die jetzt darin leben, begraben, die andere Hälfte glücklicher und besser geworden ist."

„So kehrt der alte rohe Zustand zurück, wo kein Bedränger Recht kann finden, und Nichts übrig bleibt, als dulden und leiden."

„Und deshalb zerstören und vernichten sich diese Wesen, welche sich Gotteskinder nennen?" rief die Erbin. „Haß und Mord, und Niemand macht es besser. Nein, mein Freund, ich will Nichts für mich von Eurem blutigen Rechte, ich will glücklich werden und nicht fragen, ob Eure Politik es mir erlaubt." Sie reichte ihm die

Hand und nickte ihm mit einem trotzigen stolzen Lächeln zu. „Jetzt sehen Sie an, was ich hier bauen und ändern will,“ fuhr sie dann fort, indem sie ihn von Zimmer zu Zimmer durch alle Räume des Hauses führte, welche größtentheils ganz leere Wände zeigten. Zermürbte Tapeten hingen geborsten daran nieder, Hausrath aus alter Zeit stand in Winkeln und Ecken, und durch zerbrochene, verstaubte Fenster fiel das dämmernde rothe Licht des Tages auf die schwarze Dame, wenn sie leicht und unhörbar voraneilte. „Und all' diesem Schutt und Staube zum Trotze,“ sagte sie lebhaft, „ist es doch schön. Hier habe ich als Kind gespielt, dort in der tiefen Wölbung habe ich geschlafen, und meine Mutter saß an meinem Bette und erzählte mir merkwürdige Geschichten jeden Abend, bis ich davon weiter träumte. Dort in dem kleinen Zimmer habe ich sie zum letzten Male gesehen, wie sie ihre sanften Augen voll namenloser Liebe auf mich richtete. O, es ist keine Stelle, von der mein Gedächtniß nicht irgend Etwas mir zuflüsterte und Stimmen mit mir sprächen, welche aus diesen Mauern zu dringen scheinen. Das Alles wird mir bleiben, wie ich diese Räume auch ausschmücke, um sie neu und wohnlich zu machen.“

Sie ging geschäftig hin und her, beschrieb, was sie thun wollte, fragte Lembek um Rath und hörte be-

dächtig an, was er erwiederte. „Ich denke Nichts zu sparen," fuhr sie dann fort, „um mein Haus hell und sauber auszustatten. Vornehm prächtig soll es nicht sein, aber so, daß man gern darin verweilt. Nur der Saal hier, wo meine Ahnen hausen, soll bleiben, wie er ist, damit ich nie vergessen mag, daß ich zu ihnen gehöre. Aber gestehen Sie, Lembek, haben meine Väter nicht den rechten Platz gewählt, um ihren Bau zu begründen?"

Sie stieß die Thür auf, welche zu dem Altan führte, und vor ihm lag das weite Thal in seiner ganzen Frühlingsfrische, sonnig, warm und lieblich, ein schöner Garten, wohin das Auge blicken mochte. „So arm bin ich doch nicht," fuhr Ida lächelnd fort, „um nicht manchem Aermeren noch Etwas abgeben und manche Thräne trocknen zu können. Kein Haß und keine Gewalt sollten mich daran hindern."

„Sie sind gut und edel, ich weiß es," sagte Lembek.

„Sehen Sie dort, die Mühle ganz fern in der Tiefe gehört noch zu Bornholm. Der Wald da oben ist mein, und alle die Menschen dort in den kleinen Häusern leben von der Arbeit auf meinen Feldern. Wie viel kann man thun, um Segen zu verbreiten! Ist es nicht süß, das zu denken, und ein großer Trost, darin seines Lebens Ziel zu finden?"

„Das edelste, das schönste Ziel. Behüte Sie Gott, theure Ida, und gebe er Ihnen Alles, was Sie dazu bedürfen.“

„Was ich bedarf,“ erwiederte sie lächelnd, „wird gefunden werden, die starke, gute Hand, welche mich schützen und schirmen kann.“

Ihre Blicke begegneten sich. Die hellen, stolzen Augen der Erbin trugen einen feuchten Schimmer, der wie Sonnennebel sie einhüllte.

„Ida!“ rief Lembek plötzlich, und seine Hand aufhebend fügte er hinzu: „Ist es diese Hand, die mit aller Macht der Liebe Dich schützen und ewig halten soll?“

„Ja, Heinrich,“ sagte sie mit leiser, fester Stimme.

Er legte den Arm um sie, und keines Wortes mächtig starrte er eine Minute lang in ihr Gesicht, wie ein Mensch, der zwischen Täuschung und Wahrheit schwankt, während nach und nach das selige Gefühl der Gewißheit ihn ergreift.

„So liebst Du mich?“ sagte er endlich. „So willst Du mein sein, mir folgen durch Freud' und Leid?“

„Wir müssen uns verstehen,“ erwiederte sie, den Finger auf seine Brust legend. „Tritt hierher, Heinrich,“ sie führte ihn in den Saal zurück und nahm seine Hand. „Sieh' hier meine Mutter, die auf uns herabblickt, hier meinen Vater, der mit klaren Augen

uns betrachtet. Könnten sie von den Todten auferstehen, ich würde ihnen sagen, wie ich es jetzt thue: Hier ist Der, dem ich folgen will in Treue und Liebe, wenn er diese höher achtet, als seinen stolzen Willen. Kehre zu Denen zurück, die zu Dir gehören, wähle zwischen Deinen Freunden und mir!"

Mit jedem Wort war Lembek's Gesicht ernster geworden, ein schmerzliches Lächeln zuckte darin, dann schlug er seine Augen fest zu ihr auf und sagte sanft: „Lebe wohl, Ida, wir haben uns nicht verstanden."

„Du gehst?" rief sie, ihre Arme erhebend. „Es ist unmöglich, Du kannst nicht gehen!"

„O welche Qual bringst Du über mich," sagte er, gramvoll sie anblickend, „und doch — schwanke ich keinen Augenblick. Ich muß!" —

„Du mußt?" fragte sie, und ihre Blicke richteten sich anklagend und zürnend auf ihn, Scham und Angst rangen in ihrer Stimme. „Ich fordere kein Opfer; laß uns hier leben und Frieden finden. Tritt vor meinen Oheim hin, sage ihm, wir haben in Bornholm den Plan für unsere Zukunft entworfen; dort wollen wir wohnen, ich und sie."

Lembek schüttelte leise den Kopf. „Was ich heute vor tausend Menschen gelehrt habe," sagte er, „das fordert Erfüllung und Wahrheit. Um eines Weibes Liebe darf kein Mann sein Vaterland in Noth lassen.

Schmach und Schande über Den, der anders wählt, wie ich es thue."

Ida wendete sich ab, ihr ganzer Stolz war aufgeweckt. Sie ging nach der Thür des Balkons, wo der kühle Wind mit ihren Locken wehte, dann kehrte sie zurück, und eine gewaltsame Fassung verdrängte die heftige Erregtheit.

„Laß es genug sein," sagte sie. „Was ist es denn auch mehr? Es war mir so, als hätten wir uns verstanden, als könnte ich mit meiner Liebe Dich zurückziehen von einem Wege, der Dich auf immer von uns reißt. Es war eine Täuschung, wir wollen sie vergessen."

„Er hat es mir vorher gesagt," erwiederte Lembek, „daß ich Dich nur erwerben könnte, wenn ich würde, wie er. Er hat Recht, einen Mittelweg giebt es nicht."

„Wer?" fragte Ida, dunkel erröthend.

„Scheden," sagte er ruhig.

„Sagte er das?" rief das Fräulein heftig.

„Besitzt er nicht alle Eigenschaften, welche mir fehlen?" fuhr Lembek mit strengem Blicke fort. „Wenn ich dies edle Vorbild erreichte, dann erst stünde ich vollkommen am rechten Platze! — Dein Onkel und er — weißt Du, welchen Plan sie verfolgen?"

„Kein Wort mehr," sagte Ida. „Ich weiß nicht, was Herr von Scheden gesagt hat, und will es auch

nicht wissen. Das aber glaube von mir, daß ich weder mit meiner Hand, noch mit meinem Herzen Handel treiben lasse. Der Freund meiner Jugend wird immer mein Freund bleiben, auch wenn die Verhältnisse uns trennen, und nun, Herr Heinrich Lembek, Gott hat es nicht gewollt; wir müssen scheiden."

Er nahm ihre Hand, welche sie ihm bot, und führte sie schweigend an seine Lippen. „Lebe wohl," sagte er, „und denke immer an mich wie an einen fernen treuen Freund."

„Und morgen?" rief sie ihm mit schwankender Stimme nach.

„Ich komme," sagte er, an der Thür stille stehend.

Sie hörte den Schall seiner Schritte auf der Steintreppe, dann sah sie ihn über den Vorplatz gehen. Ein bitteres Gefühl gekränkten Stolzes erfüllte ihr Herz. Ihre Hände preßten sich um das kalte Eisengitter fest, ihre Augen folgten ihm mit magnetischer Gewalt; er blickte nicht zurück, und nach wenigen Minuten war er verschwunden.

Fünftes Kapitel.

Am folgenden Tage war auf dem Gute des Barons ein vielbewegtes Treiben. Die Gäste, welche aus der Nähe geladen waren, hatten meist absagen lassen, denn die beunruhigenden Gerüchte machten, daß Jeder gern sich zurückhielt, weil Niemand wußte, wie es kommen werde. Der Baron war mißgestimmt aus Schleswig zurückgekehrt, er hatte überall Dinge gesehen und erfahren, die ihn verdrießen mußten. Männer, welche sonst sehr mild und versöhnlich dachten, und Andere, welche er seines Sinnes meinte, konnte er nicht wiedererkennen. Er lief ärgerlich auf und ab und erzählte seiner Nichte mit größter Heftigkeit, wie toll und verwirrt alle Köpfe seien, wie weit Verkehrtheit und Schamlosigkeit gingen, wie man ihn verhöhnt und mit Vorwürfen überschrieen habe.

„Man wird schon wieder vernünftig werden,“ sagte Ida lächelnd.

„So meint Scheden auch,“ erwiederte Alfeld. „Aber Du siehst, wie die Menschen sind. Keine Treue, kein Glauben. Wenige, die den Muth haben, fest zu stehen bei der alten Fahne, sogar mein Essen verschmähen sie und lassen uns allein. Was siehst Du blaß und angegriffen aus, Kind?“

„Ich habe schlecht geschlafen, Onkel.“

„Aus Aerger über den Anblick, den Du gestern gehabt hast,“ rief der alte Herr. „Ich kann es mir denken. Du bist also bei der großen Volksversammlung gewesen? Hast den Abtrünnigen reden hören, den Nichts bessern und belehren kann?“

„Du mußt Dich nicht erhitzen, lieber Onkel.“

„Ei ja, nicht erhitzen! Ich möchte ihn — aber warte, der Lohn soll nicht ausbleiben. Du meinst also wirklich, daß er kommen wird?“

„Er wird kommen. Du hast ihn eingeladen, und er hat sein Wort gegeben.“

„Ich habe auch mein Wort gegeben,“ rief Alfeld mit einem finsteren Blicke, „er soll mir willkommen sein. Es war viel Volk zusammengelaufen, nicht wahr?“

„Ein großer Kreis, der ihn mit Begeisterung reden hörte.“

„Dem er seine Lügen auftischte.“

„Ich muß sagen,“ erwiederte Ida, „daß das tiefe Schweigen dieser Masse von Menschen aller Art, unter denen sich Greise mit ehrwürdigen Gesichtern und viele Männer befanden, denen man Kraft und Verstand ansah, einen wunderbaren Eindruck auf mich machte. Sie hingen mit gläubiger Verehrung an den Lippen ihres Priesters.“

„Ich kenne den Fanatismus, den sie angefacht haben, nur zu gut," fiel Alfeld ein, „und weiß, wie Lembek ihn zu gebrauchen versteht. Aber das hinderte die rohe Horde nicht, Dich zu verhöhnen, die Aristokratin auszulachen, wohl gar Hand an sie zu legen?"

„So weit ist es nicht gekommen, Onkel, ich entfernte mich, als ich bemerkte, daß meine Gegenwart Unruhe zu erregen begann."

„Sie hätten Dich gesteinigt, wenn Du nicht gegangen wärest," sagte der Baron heftig, „und er würde zur Ehre der Freiheit dabei geholfen haben. Ich habe Schweres von Dir gefordert, mein Kind, wenn ich Dich bat, Dich freundlich diesem Manne wieder zu nähern. Deine Abneigung ist nur zu sehr gerechtfertigt, aber Scheden hat so gewollt, und noch jetzt hat er mich ersucht, auf Dich einzuwirken, ihn auch heute nicht merken zu lassen, wie sehr er Dir zuwider ist. Mein Wort darauf, Du sollst Genugthuung erhalten."

„Ich glaube," antwortete Ida, „Lembek weiß am Besten, daß ich ihn nicht zu täuschen vermag. Spart Eure Mühe, ihn zu gewinnen. Wie er uns nicht bekehren wird, so wenig kann es bei ihm gelingen. Darum laß diese letzten Stunden ruhig ablaufen, laß uns in Frieden von ihm scheiden. Mag er seinen Weg gehen, wohin er auch führe."

„Zum Unheil und zur Schande!" rief Alfeld.

„So möge diese auf ihn fallen. Wir können seine Verirrungen beklagen und Nichts mit ihm gemein haben, aber bis zur Verachtung und Schmähung dürfen wir uns nicht erniedrigen."

„Wie, Ida," sagte der Onkel, indem er still stand und sie betrachtete, „Du kannst ihn noch vertheidigen?"

„So weit ich es vermag, ja," antwortete das Fräulein. „Ich habe in Bornholm mein Urtheil über ihn festgestellt. Alle rühmen seine Milde und seine Redlichkeit. Keiner, der ihm nicht vertraut und nicht an ihn glaubt."

„Um so schlimmer," fiel der Baron ein, „wenn er ein ganzes Land verführen kann. Ein solcher Mensch ist ein gemeinsamer Schade, eine wahre Pest."

„Aber Du selbst," fuhr das Fräulein fort, „hast mir so eben erzählt, daß mancher Deiner alten Freunde jetzt so denkt, wie er, und was viele besonnene und ehrenvolle Männer für wahr und recht halten, kann doch durchweg nicht Lug und Trug sein."

„Ida!" rief Alfeld erstaunt und zürnend. „Was ist mit Dir vorgegangen? Hat die Luft seiner Nähe Dich angesteckt, oder hat es der Unsinn gethan, den Du gestern hören mußtest?"

„Du wirst von mir Nichts glauben, was mich unwürdig machen könnte, Deine Nichte, die Erbin Deines

Namens zu sein," erwiederte das Fräulein mit stolzer Stimme.

„Nein, mein Kind, nein!" sagte Alfeld beruhigend, indem er ihr die Wange streichelte, „ich kenne Deine Grundsätze, die Nichts mit Lembek's Treiben gemein haben; aber bin ich doch selbst von seinem Wesen fortgerissen worden und habe mich alter Zuneigung nicht erwehren können, als ich ihn wiedersah. Du wirst es mir daher nicht übel nehmen, wenn mir einfiel, es könnte sich ereignen," — er blickte die schöne Nichte lächelnd an und setzte dann rasch hinzu: „aber ich weiß ganz gewiß, daß es nicht sein kann."

„Was könnte sein oder nicht sein, Onkel?"

„Du könntest Dich verlieben," rief der alte Herr lächelnd, „aus dem Spaße Ernst machen, den Eifer, ihn für unsere gute Sache zu gewinnen, etwas zu weit treiben."

Die Erbin wendete sich ab, und plötzlich röthete sich ihr Gesicht, denn ihre Blicke fielen auf den Etatsrath von Scheden, der eben draußen vom Pferde stieg und freundlich hereingrüßte.

„Du mußt nicht roth werden," rief Alfeld, indem er sie umarmte. „Ich habe nur einen Wunsch, mein Kind, den Wunsch, Dich recht glücklich zu sehen. Leider sind die Zeiten so, daß weit eher an Krieg, als an Hochzeit gedacht werden kann, aber eben deswegen ist

es nöthig, einen sicheren Hort zu suchen für alle Stürme. Nun," sagte er, „Du weißt schon, was ich meine."

„Es würde mir Nichts helfen, wenn ich es leugnen wollte," erwiederte sie.

„Da kommt er," fiel der alte Herr ein. „Ich mische mich in Nichts, aber Alles, was Du thust, ist mir lieb und recht. Du bist ja mündig, Ida, bist Herrin über Deinen Willen."

„Und über meine Freiheit, Onkel?"

„Ei ja," rief er lachend, „Ihr wollt Sklaven haben. Nun, da hast Du einen, der Dich abgöttisch verehrt."

In dem Augenblick, wo Alfeld sich entfernte, trat Scheden herein, sichtlich erfreut, Ida allein zu finden. „Ich habe mich darnach gesehnt, Sie zu sehen," sagte er nach den ersten Worten, „denn seit gestern trage ich mich mit einem Gedanken umher, der mich glücklich macht, wenn Sie ihn billigen."

„So lassen Sie hören, was Ihnen seit gestern für mein Glück und für das Ihre eingefallen ist," erwiederte sie scherzend.

„Für unser beiderseitiges Glück also," fuhr er fort, „dürfen Sie hier nicht länger verweilen."

„Und woran hängt das Unglück, wenn ich bleibe?"

„Ich darf es Ihnen nicht verhehlen," erwiederte

Scheden, „daß vielleicht schon in wenigen Tagen dies Land der Schauplatz blutiger Verwirrung sein wird. Es ist kein Zweifel, daß die Sache des Königs den Sieg behält, allein Sie dürfen den Ausgang der Dinge nicht abwarten. Meine dringende Bitte ist daher, mir zu gestatten, für Ihre Sicherheit zu sorgen und Sie an einen Ort zu führen, wo Sie vor allen Schrecken geborgen sind."

„Halten Sie unsere Lage denn wirklich für so gefährlich?" fragte Ida.

„Beantworten Sie sich diese Frage selbst. An der Grenze steht ein Heer, das unfehlbar vordringt, sobald die Fahne des Aufstandes erhoben wird, und zweifeln kann Niemand, daß dies geschieht. Ich habe heute die sichere Nachricht erhalten, daß alle Bemühungen in Kiel fruchtlos geblieben sind. Sie rufen Hilfe aus dem empörten Deutschland herbei, und wie weit der Wahnsinn geht, weiß Niemand. Die bethörten Menschen wollen den Krieg, sie werden ihn finden."

„Und wohin wollen Sie mich führen?"

„Nach Kopenhagen," sagte er, „oder wenn Sie es vorziehen, nach Fühnen. Ich habe Freunde überall und werde Sie begleiten, wenn Sie mir gestatten, Ihr treu ergebener Diener und Freund zu sein."

„Und mein Oheim — kennt er Ihre freundliche Absicht?"

„O der gute Baron," sagte Scheden. „Ihre Einwilligung genügt, um ihn dafür zu bestimmen, und was kann er Besseres thun, als uns begleiten? Der Frühling kommt und macht unsere herrlichen Buchenwälder grün. Sie kennen noch nicht die Reize unseres Nordens, diese wundervollen Inseln im Thau des Meeres gebadet und ausgestattet mit den lieblichsten Einsamkeiten. Dorthin retten wir uns aus diesem feindlichen Gewirre von Lüge und Leidenschaft, bis ich Sie zurückführen kann, theure Ida, in die beruhigte Heimath."

„Ich fange an zu fürchten," erwiederte das Fräulein, „daß Ruhe und Frieden hier so bald nicht wieder einkehren werden."

„So bleiben wir dort, bis dieser schöne Zeitpunkt eintritt."

„Unter den Dänen?"

Scheden lachte. „Sie haben doch auch Ihre deutschen Sympathieen," sagte er.

„Und ein deutsches Herz," fügte sie hinzu.

„Voll deutscher Treue," sagte der Etatsrath, indem er mit einem innigen Blicke ihre Hand an seine Lippen drückte. „Theure Ida," fuhr er dann leiser fort, „fühlen Sie nicht, wie unendlich glücklich es mich machen würde, oft und immer in Ihrer Nähe zu sein?"

„So bleiben Sie bei uns," antwortete sie lächelnd.

„O, wie gern! doch der Wille eines Mannes ist nicht immer genug, um zur That zu werden. Sie kennen meine Verhältnisse ganz. Zwar bin ich unabhängig, doch habe ich die Zukunft und meine Stellung zu bedenken. Ich darf hoffen, daß diese einst eine glänzende sein wird, darf ich nicht auch glauben, daß meine kluge, geistvolle Freundin mir etwas mehr als gewöhnliche Theilnahme schenkt?"

„Sie sind zu gütig und besorgt um mich gewesen," antwortete die Erbin, „um Undankbarkeit zu erwarten."

„Lassen Sie uns nicht mit Worten spielen," erwiederte er, „es hängt viel von der Minute ab, die man ergreift, ich halte sie fest, weil ich Nichts verlieren will. Ihr Herz muß Ihnen sagen, was meine Lippen nur unvollkommen vermögen, von diesem Herzen erwarte ich mein Urtheil. Sprechen Sie es aus, theure Ida, wollen Sie einem Manne angehören, der mit der innigsten Verehrung um Ihre Liebe wirbt?"

„Sie überraschen mich nicht, lieber Scheden," erwiederte sie nach einem augenblicklichen Schweigen, während sie ihre Hände ihm überließ, „aber sind unsere Neigungen nicht zu verschieden, um nicht Bedenken einzuflößen?"

„Bedenken?" fragte er lächelnd, „welche Bedenken?"

„Sie wünschen und hoffen eine glänzende Lauf-

bahn, ich ziehe ein stilles, einfaches Leben vor. Ich habe keinen Gefallen an buntem Scheine; bei einem fremden Volke mag ich nicht wohnen, wer mich liebt, muß mich nicht von dem Boden reißen, auf den ich gepflanzt bin."

„Wenn Sie das beruhigen kann," fiel Scheden lächelnd ein, „so verspreche ich Ihnen auf's Heiligste, allen Ihren Wünschen nachzukommen. Sobald die Ruhe hier hergestellt ist, wollen wir zurückkehren und in Bornholm ein paradiesisches Leben führen."

„Und Ihren glänzenden Aussichten könnten Sie entsagen?"

„Allem, was Sie wollen, nur nicht dem Glücke, das Sie mir als Ersatz bieten."

„Liebenswürdiger Freund," rief das Fräulein, „ich erkenne dieses Opfer. O wie anders entzückt mich diese edle Milde, wenn ich damit den finstern Starrsinn Lembek's vergleiche."

„Der Narr!" sagte Scheden, indem er spöttisch auflachte. —

„Sie haben Recht, er ist aufrichtig zum Erbarmen. Da fällt mir ein: Was haben Sie ihm von mir gesagt?"

„Ich habe ihn, wie der Versucher, auf die höchsten Spitzen der Berge geführt," erwiederte Scheden noch immer lachend, „und ihm das Schönste gezeigt, was die Erde bietet."

„Welche Größe der Entsagung!“

„Bah!“ sagte der Etatsrath, „wir sind fertig mit ihm. Dieser Ritter von der traurigen Gestalt soll uns nicht mehr stören.“

„Ich denke nur zu sehr an ihn und fürchte seine Macht,“ antwortete das Fräulein nachdenkend.

„So muß er zum Beispiel werden, was solche bedeutet. Sein Sie ganz ruhig, er soll Ihnen keinen Schrecken einflößen.“

„Was haben Sie vor?“ fragte sie, rasch aufblickend.

„Nichts, was Sie erschrecken könnte,“ lachte Scheden, „eine Ueberraschung höchstens, die ihm eine gute Lehre sein wird. Wenn er kommt, seien sie freundlich, ich denke ihn vernünftig zu machen und habe ein unfehlbares Mittel dazu. Ist er artig, so nehmen wir ihn mit, um Zeuge unseres Glückes zu sein, wo nicht, so überlassen wir ihn seinem Schicksale. Sagen Sie mir nur, liebe theure Ida, ob ich mit Ihrem Onkel sprechen darf?“

„Nicht heute,“ erwiederte sie, „nicht jetzt.“

„Und warum diese Grausamkeit?“ fragte er zärtlich bittend.

„Weil dies kein Tag ist, wie ich ihn wünsche,“ war ihre Antwort.

„Vielleicht haben Sie Recht,“ sagte Scheden nach einem Augenblicke des Bedenkens. „So bewahre ich

denn mein Geheimniß bis morgen, aber dann, dann —" er beugte sich nieder und näherte sich ihren Lippen, als plötzlich die Thür geöffnet wurde und Lembek hereintrat.

„Wie, Heinrich!" rief der Etatsrath zurückfahrend, „Du kommst höchst erwünscht, wie der Wolf in der Fabel. Wir haben so eben von Dir gesprochen."

„Ich bitte um Verzeihung," sagte Lembek, sich verbeugend, „wenn ich unerwartet eintrete."

Er wandte sich an Ida, die lächelnd aufstand und unbefangen sagte:

„Ich habe Sie erwartet, Herr von Lembek, und freue mich, Sie hier zu sehen."

„Also munter, Freund Heinrich, und lege Dein ernsthaftes Gesicht ab," fiel Scheden ein. „Setze Dich zu uns und erzähle, was Du Neues weißt. Wie geht es der hübschen Anna? Wann soll die Hochzeit sein? Ich hoffe, der verliebte Bräutigam wird nicht warten wollen, bis das deutsche Vaterland gerettet ist."

„Du magst sie selbst fragen," erwiederte Lembek, „denn ich habe sie Beide mitgebracht."

„Als unterhaltende Reisegesellschaft," rief Scheden lachend.

„Sie haben Verwandte hier in der Nähe und wollen am Abend mit mir zurückkehren."

„Da spazieren sie schon umher," sagte Scheden,

zum Fenster hinausdeutend, „wirkliche Prachtexemplare der Völkerwiege Angeln.“

Auf dem Hofe stand Ludolf neben dem Wagen bei den mächtigen Pferden, die ihn gezogen hatten, und für welche er ein Unterkommen suchte. Die Köpfe der muthigen Thiere waren mit farbigen Bändern geschmückt; ein deutsches Band steckte von gestern her an seinem Hute und bildete eine stattliche Schleife; der junge schmucke Bursch sprach lebhaft mit den Hausleuten des Barons, die sich um ihn gesammelt hatten und eifrig zuhörten. Was er ihnen erzählte, schien viele Theilnahme und Beifall zu finden und dann und wann von Anna bestätigt zu werden, die in ihrem rothen Rocke mit dem grünen Besatze, dem schwarzen Jäckchen mit blanken Knöpfen und dem Strohhute, der wie ein großes Vogelnest mitten auf ihrem Kopfe saß und lange glänzende Bänder durch die Luft wehen ließ, anmuthig unter dem Haufen stand.

„Laß sie doch näher treten,“ sagte Scheden, als nach einigen Minuten die Pferde ausgespannt waren und Ludolf seinen Hut zog, weil er das Fräulein am Fenster bemerkte.

„Kommt hierher,“ rief er dann, ohne die Antwort abzuwarten. „Wir müssen der hübschen Braut unsere Glückwünsche sagen.“

Der junge Bauer zögerte nicht. Er kam mit festen

Schritten auf das Haus zu und führte Anna bei der Hand. Eben aber, als er die Stufen hinaufstieg, sah er den Baron mit einem andern Herrn im Vorflur stehen, der sehr vertraulich die Hand auf dessen Arm gelegt hatte und lebhaft sagte: „Es ist Alles zu seiner Aufnahme bereit, Herr von Scheden hat mich von Ihren Wünschen unterrichtet. Folgen Sie seinem Rath, Herr von Alfeld."

Der Gutsherr sah auf und erblickte Ludolf an der Thür, im Augenblicke drehte sich der andere Herr um, in welchem der junge Bauer den Kaufmann aus Sonderburg erkannte.

„Wer seid Ihr?" fragte der Baron ärgerlich.

„Ei, Herr von Alfeld," erwiederte Ludolf, seinen Hut drehend, „kennen Sie mich nicht? Ich bin der Petersen von Cappeln, und hier ist meine Braut, Anna Ludwig. Wir sind mit dem Herrn Lembek herüber gekommen und wollen uns der gnädigen Herrschaft vorstellen."

„Schaffen Sie den albernen Burschen fort," murmelte Nielsen in dänischer Sprache, „er ist uns hier im Wege."

Lembek öffnete das Zimmer und sah hinaus. — „Da ist ein Bursch, der zu Dir gehört," sagte der Baron. „Ist es so?"

„Ludolf Petersen," erwiederte Lembek. „Sie haben

ihn bei mir gesehen. — Tritt ein, Ludolf, das Fräulein hat von mir gehört, daß ich Dich und Anna besonders schätze, sie will Euch ihren Glückwunsch sagen."

„Glück ist zu brauchen jeder Zeit," sagte Ludolf, „ich und Anna aber, wir haben es jetzt mehr nöthig, als sonst."

„Und warum jetzt noch mehr?" fragte das Fräulein, die wohlwollend Beiden in die hellen Augen sah.

„Ja, Fräulein," antwortete er unerschrocken, „weil's mit den Dänen erst muß zur Hochzeit gehen, ehe es mit Anna hier geschehen kann."

„Die Hochzeitsbänder sitzen Euch schon an dem Hute," sagte Herr Nielsen lachend.

„Freilich, Herr," sprach der Bauer, „und es ist ein Schmuck, der da sitzen bleiben soll, bis der letzte Gast nach Hause geschickt ist."

„Wie ich sehe, sind es die deutschen Farben," fragte Scheden. „Seit wann seid Ihr denn deutsch geworden?"

„Weiß es meiner Treu nicht," rief Ludolf, „muß also wohl gewesen sein von Geburt an, aber ist eine Frage erlaubt, Herr? Von welchem Stamme meinen Sie denn zu sein, deutsch oder dänisch?"

Der Etatsrath lächelte über diese kecke Frage, die ihn selbst ein wenig verwirrte. — „Ich bin in Schleswig geboren," sagte er, „also ein Kind des Landes wie wir Alle."

Ludolf schüttelte den Kopf. „Ich will es Ihnen sagen, Herr,“ fuhr er dann fort, „was meine Meinung ist. Ein Däne mag ein Däne sein, ich verdenke es ihm nicht, wer aber eine deutsche Zunge im Kopfe hat, soll auch ein deutsches Herz in der Brust haben, und wer das nicht hat, der ist der Schlimmste von Allen. Ich möcht' mein Lebtag keinem trauen, der sich selbst so betrügen kann.“

„Es ist keine Ehrlichkeit mehr in der Welt,“ rief Scheden lachend. „Aber wir wollen Eure kostbare Zeit nicht zu sehr verkürzen. Ein deutscher Mann hat viel jetzt zu thun.“

„Damit hat's keine Noth,“ sagte Ludolf. „Was ich thun kann, geschieht mit rechtem Willen und findet überall Ohren genug.“

„Sorgt nur dafür, daß sie Euch nicht abgeschnitten werden,“ fiel Herr Nielsen in seiner Weise freundlich ein. „Es wäre Schade, wenn das hübsche Mädchen da keinen ganzen Mann bekäme.“

„Hör', Anna,“ sagte der junge Bauer, „die Sache hat ihre Richtigkeit.“

„Komm wie Du willst zurück,“ erwiederte das Mädchen, „wirst immer noch mehr ein Mann sein, wie die, welche ihre Augen und Ohren und Gliedmaßen nur brauchen, um Unheil zu stiften.“

„Sehen Sie, Herr,“ rief Ludolf, „so muß ein

Mädchen sprechen hier im Lande. Will's Gott, bleibt Recht doch Recht und meine Ohren bleiben mein. — Kommst mit den Dänen zusammen Du, sagt ein altes Sprichwort, — so halt die Augen offen, den Beutel zu. — Mache denn Jeder die Augen weit auf, damit er nicht in Schaden gerathe, und damit Gott befohlen. — Wann soll ich wieder hier sein, Herr Lembek, damit wir nach Hause fahren?"

Die Antwort, welche Lembek ertheilte, führte zu Einwürfen von Seiten des Barons, und während Ida sich mit Ludolf's Braut beschäftigte, unterstützte Scheden die Vorstellungen des gastlichen Hausherrn, der Lembek nicht vor Abend entlassen wollte.

„Du darfst es mir nicht abschlagen," sagte Alfeld endlich, „und wer weiß denn, ob es nicht der letzte Tag ist, wo wir beisammen sind."

„Das wollen wir nicht denken," erwiederte Lembek. „Ich hoffe, daß die Zukunft, wie düster sie auch jetzt aussieht, uns dennoch bald eine Wiedervereinigung gestattet, die unseren Wünschen besser entspricht."

„Ich scheue mich beinahe zu fragen," sagte Alfeld, ihn zum Fenster führend; „aber es muß dennoch geschehen, Du bist, wie ich leider glaube, noch immer entschlossen, Dich zu den Männern zu halten, die das Aeußerste versuchen wollen?"

„Mein väterlicher Freund, Sie dürfen mir nicht

zürnen," antwortete Lembek. „Ich halte dafür, daß ich Ihrer Achtung unwerth wäre, wenn ich jetzt zögern und schwanken könnte, meine Pflicht zu erfüllen. Mein Haus ist bestellt, ich lasse in Anna eine treue Hüterin zurück."

„Hast Du auch Alles bedacht, und giebt es Nichts, was Dich an uns zu fesseln vermöchte?" fragte der alte Herr, indem er seine Blicke auf Ida hinübergleiten ließ und mit besonderem Nachdrucke diese Worte betonte.

„Ich habe Alles bedacht," sagte Lembek, „und bin mit dem Gefühle zu Ihnen gekommen, daß ich nicht gehen durfte, ohne Ihnen nochmals die Hand zu reichen."

„Also doch," rief Alfeld. „Nun, mag es denn sein," fuhr er fort, „ich weiß zu gut, daß ich nicht der Mann bin, der Dich zur Aenderung Deiner Entschlüsse bewegen könnte. Ich danke es Scheden, daß eine Annäherung zwischen uns erfolgt ist, die Hoffnungen, welche ich daran geknüpft habe, muß ich freilich fallen lassen."

„Aber Sie werden mir Ihre wiederkehrende Freundschaft nicht entziehen," sagte Lembek, ihm die Hand reichend.

Alfeld stieß diese sanft zurück. „Hand in Hand können wir nicht gehen," erwiederte er. „Zwischen

Männern, die wie wir sich entgegenstreben, ist wahre Freundschaft nicht möglich, doch davon sei überzeugt, daß ich Alles, was zu Deinem Besten gereichen kann, gern und willig thun werde."

„Sie denken zu edel und sind zu ehrenhaft," sagte Lembek, „als daß ich daran zweifeln könnte."

„Wann willst Du fort?" fragte der Baron.

„Morgen."

„So laß uns denn gar nicht mehr von dem sprechen, was uns trennt, aber verlängere die Stunden, welche Du uns zugedacht hast, so viel als möglich. Ich will Dir noch einen Grund anführen, warum Du hier bleiben mußt."—Er neigte sich zu ihm und sagte leise: „Wir feiern heute wohl noch eine Verlobung."

„Scheden?" sagte Lembek.

Alfeld nickte ihm lächelnd zu. — „Es kann kaum anders sein, ein passenderes Pärchen ist nicht zu denken. — Beide sind für einander geschaffen, übereinstimmend in Gefühlen und Empfindungen, jung, feurig, liebenswürdig und er ein Mann, der kein Träumer oder Schwärmer ist, sondern seine Zukunft begreift. Vor einigen Tagen schon war die Sache in Richtigkeit, heute, denke ich, soll die Erklärung stattfinden. Darum mußt Du bleiben und dabei sein."

„Wenn es das ist," erwiederte Lembek, „so will ich bleiben."

„So ist es recht,“ rief Alfeld laut, „Heinrich bleibt bei uns, bis der Mond aufgeht; die Fackel der Verliebten, wie es die Poeten nennen, wird ihm dann auf der Reise leuchten.“

„Es wird somit spät werden, Ludolf,“ sagte der Hofbesitzer.

Spät oder früh, Herr,“ antwortete der Bauer, „es ist einerlei, wenn wir überhaupt nur nach Hause kommen. Zu Abend bin ich hier und zu Ihrem Dienst.“

Der Baron lud ihn ein, sich als sein Gast zu betrachten, und verwendete eine Anzahl höflicher Worte und Späße, um seine Herablassung vollkommen zu machen.

Fräulein Ida schenkte der Braut eine große silberne und vergoldete Nadel, wie sie die reichen Bauerstöchter im Haar zu tragen pflegen, und Beide entfernten sich endlich sehr vergnügt über diese Aufmerksamkeiten mit lautem Dank.

„Ein prächtiger Bursche,“ sagte Herr Nielsen, die Hände reibend. „Voll Leben und von leichten Gliedern. Das wird ein guter Soldat werden.“

„Sie wundern sich vielleicht, Herr Nielsen,“ erwiederte der Baron, „daß ich ihn als Gast eingeladen habe. Aber dieser junge Mann ist der Erbe eines vollen Hufengutes. Sein Vater ist ein wohlhabender

Mann, und obenein ist er unseres Freundes Lembek vertrauter Freund."

„O," sagte der Kaufmann bescheiden, „wie sollte ich mich wundern, da ich doch selbst, als ein schlichter und untergeordneter Händler, von Ihnen so gastlich aufgenommen bin."

„Und wie ich denke," fügte Scheden hinzu, „haben wir Alle die Ueberzeugung gewonnen, daß die Unterschiede der Gesellschaft jetzt auf ganz anderen Grundlagen ruhen, wie ehemals. Die Ideen der Zeit gehen auf Gleichheit hinaus, Gleichheit des Rechtes, der Gesetze und der Ansprüche. Die bloße Geburt thut es nicht mehr. Ansehen läßt sich nur durch Achtung erwerben, Einfluß sich nur durch Reichthum, Bildung und Besitz begründen. Die Tage sind vorüber, wo ein Name oder Titel Hoheit verlieh oder Demuth bewirkte. — Der Baron mag sich daher immer mit einem Bauer an den Tisch setzen und sein Brot mit ihm brechen. Er wird um so sicherer Baron bleiben, wenn er es versteht, die neue geistige Hörigkeit in die rechte Form zu bringen."

Alfeld schien nicht recht zu begreifen, was sein bewunderter geistreicher Freund eigentlich meinte. Er sprach von alten Rechten und Satzungen, die eine leichtfertige Zeit antaste, und ließ in einer Abhandlung, welche er vornehmlich dem geduldigen Nielsen zum

Besten gab, seinen Zorn aus, wie seit dreißig Jahren systematisch daran gearbeitet worden sei, die historischen wohlbegründeten Rechte der Ritterschaft zu zerstören.

Der Etatsrath wandte sich zu dem Fräulein und forderte sie zu einem Spaziergange auf.

„Man spricht so viel von Natur und Kunst," sagte er, „aber wir leben in einem Zeitalter der Kunststücke und der Ueberraschungen. Mit der Natur ist es ganz und gar aus; ihre gesetzmäßigen Zustände werden überall verspottet und verlacht, und die alte Mutter der Menschen hat darüber den Glauben an sich selbst verloren und sinnt darauf, sich durch unnatürliche Kunststücke wieder zu Ansehen zu bringen. Die Völker haben, wie jetzt überall zu lesen ist, ihren Frühling mit Revolutionen begonnen, putzen sich mit Fahnen und Bändern, lassen Freiheitsbäume wachsen und singen wonnevolle Lenzhymnen von dem Reiche Gottes voll Brüderlichkeit, wo Milch und Honig fleußt; darüber erschreckt die Natur sich dergestalt, daß sie um keinen Preis hinter den Hitzköpfen zurückbleiben will und plötzlich in schönster Frühlingspracht den März zum Mai macht. Ist es nicht ein sonderbares Kunststück der alten Mama," rief er lachend, „daß sie heute, am vierundzwanzigsten März, mit grünen Kränzen und Blumen ihr Haupt schmückt, wie sonst noch nie, und sollte man nicht meinen, sie sei von der Revolution

angesteckt oder die geheime Verbündete der Revolutionen geworden? Ich fürchte, sie wird für diese Uebereilung büßen müssen; nehmen wir darum, was wir bekommen können, ehe es zu spät wird."

Mit dieser Unterbrechung schnitt Scheden die Auslassungen des Barons ab, und mehrere Stunden lang war die kleine Gesellschaft beschäftigt, so heiter als möglich zu sein. Nach und nach vergrößerte sie sich durch einige Freunde des Herrn von Alfeld, aber es waren doch nur wenige, die obenein besorgte Gesichter und schreckliche Neuigkeiten und Gerüchte mitbrachten. Die Meisten waren entschiedene Gegner der Dinge, die sich in Kiel begeben hatten, Andere vertheidigten diese mit halben Worten, und wenn die Einen sich widerwillig abwendeten, sobald Lembek in ihre Nähe kam, und nicht begreifen konnten, warum Alfeld diesen verhaßten Mann hierher geladen habe, suchten ihn die Mildergesinnten auf und behandelten ihn mit weit größerer freundlicher Aufmerksamkeit, als es je der Fall gewesen war.

Lembek selbst war sehr heiter und wußte Alles zu vermeiden, was in einen ernsten Streit ziehen konnte. Höflich und gewandt strebte er jede Ursache dazu zu entfernen, und dann und wann genügte ein rasches in scherzendem Tone gesprochenes Wort, ihm Achtung zu verschaffen.

Vor allen Andern suchte der Kaufmann aus Sonderburg sich auch heute in Lembek's Nähe zu drängen und ihm besondere Aufmerksamkeit zu erweisen. Er hatte immer Fragen in Bereitschaft und Schmeicheleien zur Belohnung für die Antworten, die er empfing. Zuweilen waren seine Lobeserhebungen so übertrieben, daß sie wie Spott klangen, und das schlaue Gesicht des Kaufmannes paßte zu dieser Vermuthung, aber er wußte dies bald wieder gut zu machen durch ein aufrichtiges und derberes Benehmen. So ging er mit ihm durch den Garten, wo sich die Gesellschaft zerstreut hatte, und unterhielt den Hofbesitzer mit den Erfahrungen, die er auf seinen Handelsreisen gesammelt. „Ich bin ein schlichter Mann, Herr Lembek," sagte er, „wie ich denke, wissen Sie, ich halte damit nicht hinter dem Berge. In den Tagen aber, wo ich mich hier umhergetrieben habe, ist mir so viel gewiß geworden, daß Manches anders ist, wie man es sich auf den Inseln denkt."

„Und was denkt man auf den Inseln, Herr Nielsen?" fragte Lembek.

„Ja, was denkt man?" antwortete dieser. „Man denkt, daß ein Haufen spitzbübischer Advokaten die ganze Sache hier aufgerührt hat, und daß nun dazu die Herzöge von Augustenburg mit ihrem Anhang gekommen sind, um den Aufstand für ihre Erbfolgerechte in den rechten Gang zu bringen und auszubeuten."

„Sie werden sich überzeugt haben,“ sagte der Hofbesitzer, „daß die ganze deutsche Bevölkerung wie ein Mann fest entschlossen ist, lieber Alles zu wagen, als sich ihr Recht nehmen zu lassen.“

„Das ist die Sache,“ rief Nielsen. „Die Dänen sagen, das Land ist unser, und im Grunde ist es doch so. Ich verstehe zwar Nichts davon, Herr Lembek, aber wenn ich mir denke, ich hätte mein Magazin voll Kornsäcke, und Einer käme und sagte mir, das gehört Dir nicht, würde ich es auch nicht dulden.“

„Hier ist der Unterschied,“ erwiederte Lembek lachend, „daß ein ganzes Volk mit geballten Händen ruft: Wir sind euer Eigenthum nicht, und Dokumente und Beweise beibringt, daß es wirklich sich also verhält.“

„Was wollt Ihr mit Beweisen?“ rief der Kaufmann. „Der beste Beweis ist der feste Wille, und Dänemark will nicht!“

„Nun denn,“ sagte Lembek, „wir wollen wenigstens ebenso wenig.“

„Ihr wollt nicht,“ rief Nielsen, „aber Ihr müßt wollen. Es ist beinahe so, als wenn ein Hündchen zu einem Bären sagte, ich will nicht aufgefressen sein, ich beiße dich. Gebt Acht, wie es Euch gehen wird.“

„Herr Nielsen,“ sagte der Hofbesitzer, „Sie fallen wieder in Ihre eitlen Prahlereien.“

Herr Nielsen wurde roth, und einen Augenblick sah er sehr zornig aus, aber in der nächsten Minute war er wieder sanft und freundlich.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ sprach er demüthig, „mich geht es eigentlich blutwenig an, ich spreche nur aus, was jenseits des Wassers darüber gesagt wird, denn davon mögen Sie überzeugt sein, Herr Lembek, kein Däne denkt anders. Ein Mann wie Sie aber, so aufgeklärt, so seiner innersten Natur nach dem Volke zugewandt und für des Volkes Wohl streitend, sollte doch größeren Antheil nehmen an dem, was soeben in Kopenhagen geschehen ist. Die alten Minister sind gestürzt, Volksmänner sind an die Spitze getreten, eine Verfassung, so frei wie die norwegische, wird gegeben. Das ist doch Grund genug zur Theilnahme für Jeden, der zu uns gehört, und von drüben herüber strecken sie die Hände aus und rufen uns zu: kommt und theilt mit uns, ihr sollt Alles haben, was wir besitzen.“

„Guter Herr Nielsen,“ sprach Lembek lachend, „Sie haben vernommen, was Ludolf vorhin sagte, der ein so einfacher Mann ist, wie Sie: Vor jedem Dänen mache die Augen auf.“

„Der unverschämte Bauer!“ rief der Kaufmann.

„Behalte jeder darum das Seine,“ fuhr Lembek fort, ohne darauf zu achten, „wir sind zufrieden mit dem, was wir haben. Aber sehen Sie, da sind wir

richtig bis auf den Hügel gestiegen und haben den schönsten Beweis vor uns, wie es mit der Brüderlichkeit und Freundschaft unserer alten Herren gemeint ist."

Er deutete über das Meer fort auf die hohen Mastenspitzen des Kriegsschiffes, das noch immer auf derselben Stelle lag, wie früher, und seine weiß-rothen Wimpel wehen ließ.

Nielsen lachte. „Es ist eine prächtige Fregatte," sagte er, „ich habe sie neulich vor Sonderburg gesehen. Ja, wenn der Bursche da ein Wort im Ernst sprechen wollte, würde uns bang genug werden. Aber es wohnen höfliche und friedliche Männer darauf," fuhr er fort, „die Leute von der Küste fahren hin und her, man kann dreist einen Besuch machen."

„Dazu würde ich Niemandem rathen," rief eine helle Stimme, und überrascht bemerkten jetzt erst die beiden Herren, daß sie nicht allein wären. Hinter dem dicken Pfeiler des chinesischen Sonnenschirms fanden sie die Erbin von Bornholm, welche ihre Worte wiederholte und dann zu Lembek gewandt sagte: „Dies Schiff da ist ein Schiff des Königs, unseres Herzogs, und noch ist Frieden überall, aber ich möchte mich nicht hinauf wagen, eine so gute und getreue Unterthanin ich auch bin."

„Und was," fragte Herr Nielsen unterthänig, „könnte das gnädige Fräulein davon abhalten?"

„Jedes Schiff ist ein Gefängniß," sagte sie, „am Bord ist der Capitain unbeschränkter Gebieter, der thun kann, was ihm beliebt. Ich bin nie auf einem Schiffe gewesen, wo mir das nicht eingefallen wäre."

„Waren Sie schon am Bord eines Kriegsschiffes?" fragte der Kaufmann.

„Nein," antwortete Ida, „auch habe ich nicht die geringste Lust dazu. Sie, Herr Heinrich Lembek, theilen sicherlich meine Abneigung."

„Wenigstens," sagte Lembek, „möchte ich kein dänisches Kriegsschiff besteigen."

„Ei," lachte Nielsen, „ich denke, Sie lassen sich doch erbitten, wenn sich Gelegenheit bietet."

Er schilderte ein Kriegsschiff als ein Wunder des menschlichen Geistes, der nichts Schöneres erfunden habe, und beschrieb mit vielem Geschicke die Einrichtungen und einzelnen Theile des Baues.

„Wenn wir dort bis an den äußersten Vorsprung gehen," sagte er, „so sehen wir die Fregatte in ihrer ganzen Länge vor uns liegen, und wenn Sie die schlanken Linien genau betrachten, bekommen Sie schon Lust, eine Reise mit ihr zu machen."

Der Punkt, auf welchen der Kaufmann deutete, war nicht weit entfernt, die Hügelwand senkte sich dort steil hinab, das Schiff lag vor den Beschauern im hellen Sonnenschein glänzend, mit seinen zahlreichen

Tauen, die wie feine Seidenfäden von Mast zu Mast liefen. Die reine stille Luft ließ den kleinsten Gegenstand erkennen, Alles war so friedlich, schön und ruhevoll, das Meer so blank, das Land so goldig, die Färbungen und Spiegelungen so wundervoll saftig und tief und das Kriegsschiff so bewegungslos und zierlich, als sei es als ein prächtiges Spielzeug zum Vergnügen der Beschauer auf's Wasser gesetzt.

Herr Nielsen wußte außerordentlich gut Bescheid mit allen Namen der Stangen, Seile und wonach er sonst gefragt wurde. „Man sollte meinen," sagte Lembek lächelnd, indem er seinen scharfen Blick auf ihn richtete, „Sie wären selbst ein Seemann."

„Gott bewahre mich!" rief der Kaufmann, „ich habe immer das Wasser gescheut, allein es doch nicht vermeiden können, oft Reisen über's Meer zu machen und allerlei Schiffe zu sehen, die mir besonders gefielen."

„Liegt es nicht so still dort," fiel Ida ein, „als wäre es eine Felsenmasse und gänzlich unbewohnt?"

„Sie liegt ganz leicht an ihrem Plichtanker, die schlanke Nixe," sagte Nielsen, vergnügt hinschauend, „in wenigen Minuten könnte sie rasch durch den Wind schießen, und ob die Leute darauf munter und wachsam sind, können wir sogleich erfahren." Er nahm sein weißes Taschentuch, schwenkte es durch die Luft und rief dann lustig lachend: „Sehen Sie dort, die Wache

hat einen Officier gerufen, der in aller Eile sein Glas auf uns richtet."

Mehrere der Herren, und mit ihnen Scheden, waren inzwischen herbeigekommen, und Alle betrachteten die Fregatte, auf welcher nach einigen Minuten die frühere Bewegungslosigkeit eintrat. Die dunklen Gestalten verschwanden vom Quarterdeck, aber an der Stenge des Besanmastes wurde eine Flagge aufgezogen, gleichsam als Dank und Antwort für das Schwenken des Tuches.

Diese Höflichkeit gab zu manchen Bemerkungen Anlaß, bis endlich der Baron seine Gäste zur Rückkehr einlud.

„Wir wollen unsere Gläser darauf leeren," sagte er, „daß Alles sich zum Besten wenden möge, und dies Schiff voll höflicher und tapferer Männer uns immer so friedlich und freundlich gesinnt bleiben möge, wie es jetzt der Fall ist."

„Das ist ein Toast, den wir sämmtlich trinken können," sagte Scheden, indem er der Erbin den Arm bot, und leise fügte er hinzu: „Ein solcher Delphin, theure Ida, trägt uns auf seinem Rücken leicht und sicher zu der glücklichen Insel unserer Liebe."

Sie blickte ihn lächelnd an. „Ist das die Brücke," fragte sie, „die uns von aller Noth befreit?"

„Von Noth und Klagen und von allen zudring-

lichen, widerwärtigen Gesellen, welche uns nicht mehr stören und überraschen sollen," erwiederte er lachend.

In der Nähe des Hauses arbeitete der Gärtner an den Taxuseinfassungen des Weges. Es war ein alter Mann, der seinen Spaten ruhen ließ und ehrerbietig den spitzen, verbogenen Hut zog, als die Herrschaften bei ihm vorübergingen. Lembek machte den Schluß, und noch immer wich Nielsen nicht von seiner Seite, der unermüdlich im Fragen und Erzählen blieb, obwohl er nur einsilbige Antworten empfing.

Plötzlich fühlte der Hofbesitzer, der die Hände auf den Rücken gelegt hatte, ein Papier zwischen seinen Fingern. Er wandte sich verwundert um, der alte Gärtner arbeitete tief gebückt und pfiff dazu die Melodie des Nationalliedes: Schleswig-Holstein stammverwandt.

„Ein jämmerliches Lied," rief Herr Nielsen voraneilend, als wollte er Nichts davon hören.

„Aber von guter Wirkung," sagte Lembek, indem er den Zettel öffnete und hineinsah. Es stand Nichts weiter darin, als mit steifen, etwas unbehilflichen Buchstaben das einzige Wort plattdeutsch geschrieben: Aufgepaßt!

Sechstes Kapitel.

Das festliche Mahl hatte spät begonnen, denn der Abend kam, und noch war es nicht beendet. Alfeld bot auf, was er vermochte, um seine Gäste heiter zu stimmen, aber die Fröhlichkeit wollte nicht recht gedeihen. Die Meisten ließen sich selbst durch den feurigen Wein des Barons nicht aufregen, während dieser Reden hielt, Trinksprüche ausbrachte und in steigend gute Laune sich versetzte.

„Meine lieben Herren und Freunde," sagte Alfeld endlich, „wir feiern heute unter allen Umständen einen frohen Tag. Meine Nichte, hier an meiner Seite, ist mündig geworden nach dem letzten Willen meines Vaters. Ihr Eigenthum, das ich bisher verwaltete, habe ich in ihre Hände gegeben, Rechenschaft abgelegt und mich absolviren lassen. Die Erbin von Bornholm kann nun thun und lassen, was ihr beliebt, aber bezeugen soll sie mir vor meinen Freunden und Nachbarn, daß sie keine andere Forderung an mich hat, als meine herzliche Liebe, die ich ihr immer zu zahlen verspreche, und doch niemals aufhören will, ihr Schuldner zu sein."

„Theurer Onkel," erwiederte Ida, als er sie zärtlich umarmte, „ich erkenne Deine väterliche Güte und

Großmuth. Bin ich auch heute die freie Herrin meines Willens geworden, so werde ich doch nie aufhören, mich Deinem Rathe und Deinen Beschlüssen zu unterwerfen, weil ich weiß, daß Alles, was Du willst und thust, nur ehrenhaft und recht sein kann, weil ich Dich liebe und verehre und nie Etwas von Dir gesehen und gehört habe, was mich nicht stolz machte, Dir zu gehorchen."

„Du gutes Kind," sagte Alfeld, ihre Stirn küssend, „bist mein Trost in dieser Schreckenszeit; aber ich bin ein alter Mann, wer weiß, wie bald ich abgerufen werde, und wer wird dann Dir zur Seite stehen und Dich schützen?"

Er blickte mit bedeutsamem Lächeln in Ida's Gesicht und sah dann Scheden an, der neben ihr saß; aber wenn er geglaubt hatte, eine kühne Erklärung dadurch hervorzurufen, so wurde seine Absicht vereitelt.

„Du wirst mich nicht verlassen, mein Väterchen," sagte Ida schmeichelnd, „wenn aber Unglück über uns kommen soll, so bin ich im Stande, ihm muthig Trotz zu bieten, und einige Freunde werden mir in aller Noth doch bleiben."

Sie wandte sich nach Lembek um und nickte ihm zu: „Da ist Herr Heinrich Lembek," sagte sie, „den Du auch lieb hast seit alten Zeiten, und der mich genau

kennt. Kann ich nicht immer auf Sie rechnen, bei Allem, was mich treffen mag, mein tapferer Freund?"

„Ich glaube," sagte Lembek, indem er sein Glas erhob, „daß Niemand hier ist, der diese Frage freudiger mit Ja beantwortete und für Erfüllung aller Ihrer Wünsche mit Rath und That zur Hand wäre."

„Das ist eine Zusage, die Etwas gilt," rief Scheden von der anderen Seite. „Man hat viele wunderbare Geschichten aus Revolutionszeiten, wo mächtige Volksrepräsentanten sich verlassener Jugendfreundinnen annahmen und mittelst ihrer Allmacht sie von Gefangenschaft und Tod befreiten."

„Ich wünschte," erwiederte Lembek mit einem unmuthig raschen Blicke auf den Sprecher, „daß ich im Stande wäre, alle meine Freunde vor Heuchlern und Verräthern zu schützen."

Der Etatsrath strich fein lächelnd das Haar von seiner Stirn zurück. Niemand antwortete, eine gewisse Verlegenheit lag auf den Gesichtern der Gäste.

„Du hast Recht, Lembek," rief Scheden nach augenblicklichem Schweigen, „darauf laß uns anstoßen, ich nehme Deinen Spruch auf. Möchten alle Verräther bald den Weg gehen, der ihnen gebührt, möchte es uns gelingen, unsere Freunde auf immer von ihnen zu befreien."

„Die Verräther an König und Vaterland!“ rief eine Stimme am andern Ende des Tisches.

Lembek setzte sein Glas hin. Herr Nielsen lachte hell auf.

„Auf's deutsche Vaterland,“ sagte er. „Trinken Sie, Herr Lembek.“

„Ist es so gemeint,“ rief Lembek ruhig, „dann trinke Jeder, worauf es ihm beliebt.“

„Auf die gute Sache also und deren Sieg!“ sagte Scheden. „Du kannst nicht beleidigt sein, Lembek, denn hier ist Keiner, der Dich nicht lieb hätte. Gieb mir Deine Hand, wir wollen nicht richten und rechten; Alles, was wir wünschen, ist ja nur Dein Bestes, und warum sollen wir nicht offen gestehen, daß wir Dich zu hoch achten, um nicht mit Betrübniß zu sehen, wie weit Du Dich verirrt hast.“

„Verschone mich und diese Gesellschaft mit allen weiteren Erklärungen,“ antwortete Lembek, „und laß uns die letzten Minuten unseres Beisammenseins nicht unfruchtbar verbringen.“

„Nein,“ rief Scheden, „ich sage es laut, ich kann den Gedanken nicht aufgeben, Dich loszureißen von dem Verderben, das über Deinem Haupte schwebt. Du willst morgen nach Kiel. Ich bitte Dich, Lembek, gieb Deinen Vorsatz auf. Fordere, was Du willst, und höre die Gründe an, welche Deine Freunde haben.

Es kann nicht glücklich enden. Du weißt nicht, was ich weiß, Du übersiehst die Lage nicht, erkennst nicht, was ich erkenne."

„Ich erkenne und weiß, welchen Platz Du einnimmst, und welchen Weg zu gehen Dir gebührt," erwiederte Lembek.

„Welchen Platz ich einnehme? Ich denke, einen, der nur mit Ehren bekleidet werden kann."

„Bei den Feinden Deines Vaterlandes!"

„Bei Dänemark," sagte Scheden, „ja und ich bin stolz darauf, nicht zu den Schwärmern zu gehören, die von einer großen deutschen Nation, von einem weltbeherrschenden Volke träumen, dessen Blüthezeit wiederkehren soll, dieweil es ein Greis ist, der seinem Grabe entgegengeht."

„Frevle weiter wie ein entarteter Sohn gegen Deine Mutter," fiel Lembek ein.

„Du sollst mich nicht erhitzen," sprach der Etatsrath, „allein ich hoffe, wir vergessen die Grenzen nicht, welche uns durch Geburt und Erziehung gezogen sind. Sieh Dich vor, Lembek, ich rufe es Dir zum letzten Male zu. Ist es denn etwa das kleine Dänemark allein, das sein Recht begehrt, sich nicht berauben lassen will? Sieht Deine Erfahrenheit nicht ein, daß andere, gewaltigere Kräfte bei diesem Drama mitwirken werden? Und soll denn, Du Mann der Freiheit und des

Lichtes, etwa die alte Nacht hier wiederkehren? Sind nicht Geister thätig und wirksam, deren kühnes Streben Männer Deines Schlags zum Beifall und zur eifrigen Theilnahme aufreizen müssen?"

„Ich habe Nichts mit ihnen gemein," warf Lembek dazwischen.

„Nichts mit ihnen gemein?" wiederholte Scheden mit unverkennbarem Hohn. „Weil sie Dänen sind? Kann die nationale Engherzigkeit denn wirklich das Evangelium der Freiheitsschwärmer so weit untergraben, daß es mit allen andern herrlichen Ideen über die Erlösung der Völker daran untergeht?"

„Weder Dein Spott," sagte Lembek, „noch Deine erkünstelten Besorgnisse können die einfache Wahrheit verdunkeln, daß Unrecht und Gewalt über uns hereinbrechen."

„Wen meinst Du damit?" fragte Scheden. „Du liebst Dein Vaterland, sagst Du, und könntest im Gewissen ruhig sein über die Mitschuld, daß blutige Verwüstung und Elend aller Art diese glücklichen und reichen Thäler verheeren? Ich bitte Dich, Lembek, höre die Stimme der Klugheit und der Vernunft. Glaubst Du wirklich, daß diese wohlhabenden Hufner in Angeln es Dir danken werden, wenn Du ihre Geldbeutel leerst, ihre Söhne ihnen nimmst, ihr Vieh und sie selbst zur Schlachtbank führst? Welch' Glück giebst Du ihnen

denn besten Falls dafür? und welch' schreckliches Unglück bringst Du über sie, wenn sie wirklich Dänemark einverleibt werden!"

„Du empfindest es freilich nicht," antwortete Lembek erglühend, „was es heißt, sein gutes Recht von der Gewalt zerreißen zu sehen. Das Vaterland ist Dir ein leerer Name, ich knüpfe daran das höchste Glück und die größte Liebe, die eines Menschen Brust erfüllen können."

„Armer Freund," sagte Scheden, „es sieht übel mit Dir aus. Du bist ein Idealist, der jetzt, wo der wilde Freiheitstaumel losgebrochen ist, nur durch die entschiedensten Mittel geheilt werden kann. Wenn ich Dich doch auf ein Jahr hindern könnte, an diesen Thorheiten Theil zu nehmen, Du würdest es mir danken, denn die Wahrheit wird an den Tag kommen, noch ehe der März wiederkehrt. Vielleicht übernimmt es Herr Nielsen und bringt Dich nach Sonderburg in König Christians Thurm. Wahrlich, es wäre besser, Dich in Einsamkeit zu begraben, als in diesem Gewühl umkommen zu lassen."

„Wenn Herr Lembek will," fiel Herr Nielsen höflich ein, „so steht ihm meine Wohnung jeder Zeit zu Diensten."

Lembek suchte jeder Antwort zu entgehen, indem er sich an Alfeld wandte und lächelnd sagte: „So haben

wir denn die letzte Stunde doch nicht ganz nach unserer Verabredung zugebracht. Aber die Zeit, die allgewaltige, wird zu Gericht sitzen über uns, alle Lüge aufdecken und alle Wahrheit zu Ehren bringen."

„Ich bin fertig mit ihm," rief Scheden dazwischen, indem er sich niedersetzte, „versuchen Sie Ihr Heil, Alfeld, wenn Sie noch Glauben haben können."

„Ich denke," fuhr Lembek fort, „der Mann, welcher mich als Knaben kannte, wird nicht glauben, daß Worte mich erschrecken oder umzuwandeln vermögen."

„Nein, Heinrich Lembek," sagte Alfeld, „ich weiß zu gut, daß ich die Mühe sparen kann. Ich zürne nicht mehr auf Dich, aber nur zu wahr ist das Bild, das der Etatsrath Dir vorgehalten hat. Du bringst Gefahr und Noth über Viele, welche sich später das Haar zerraufen und ihr zerstörtes Leben von Dir fordern werden. Das thust Du. Ich verlasse diesen Ort, wo ich so lange friedlich und ruhig gelebt habe; Du und Deine Genossen, ihr treibt mich und andere wackere Männer fort, aber besser in irgend einem Winkel in Sicherheit sitzen, als hier die Schrecken mit erleben, welche dieses arme Land heimsuchen werden."

„Sie wollen fort?" fragte Lembek. „Wohin? Doch was frage ich, ohne Zweifel nach Kopenhagen. Das ist der böseste Rath, der Ihnen gegeben wurde, ein trauriges Beispiel, das seine Früchte tragen wird.

Hören Sie nicht auf die verlockende Stimme Scheden's, der in Kopenhagen verlernt hat, ein Deutscher zu sein. Wohin wollen Sie? Zu denen, die mit fanatischen Drohungen uns zurufen, daß deutsches Leben, deutsche Sitte, deutsche Sprache, deutsche Gesinnung bis zum letzten Hauch zerstört werden soll. Können Sie das, mein väterlicher Freund? Vermögen Sie Alles von sich abzustreifen, was als Ihr heiligstes Erbtheil Ihnen zufiel? Sie sind aus altem deutschem Stamm entsprossen, Ihre Vorfahren sind stolz darauf gewesen. Wollen Sie Vaterland, Stamm und Geschlecht hinwerfen, um bei einem Volke, das den Deutschen auf's Bitterste haßt, ein Asyl zu suchen, um für ihre Waffen zu beten?"

„Sagte ich es nicht," rief Scheden höhnisch lachend, „er werde uns selbst noch mit einer Bekehrung heimsuchen?"

„Sei sicher davor," antwortete Lembek, „ich weiß, daß ein Renegat, wie Du, für seines Landes und Volkes Recht und Ehre kein Gefühl besitzt, aber Sie, den mein Vater Freund und Bruder nannte, Sie sollen wenigstens die Stimme seines Sohnes hören, der Sie beschwört, jenen falschen Rath zu verwerfen. Es mag klug sein, Gott weiß es! aber hier ist Ihr Platz. Gehen Sie nicht, verlassen Sie das Vaterland nicht, wahren Sie Namen und Ehre vor ewiger Schmach."

„Es ist genug!" rief der alte Herr heftig aufstehend,

„ich weiß am besten, was meine Ehre von mir verlangt.“

„Und was Pflicht und Treue jedem getreuen Unterthanen des Königs befehlen,“ sagte Scheden ruhig lächelnd.

„Landesveräther festzuhalten, wo man sie findet,“ fügte eine andere Stimme hinzu.

In diesem Augenblicke entstand vor den Fenstern auf dem Hofe ein Lärmen mehrerer rauher Stimmen, und mitten darin ließ sich ein schrilles Pfeifen hören, das sich dreimal wiederholte. Zugleich wurde die Thüre geöffnet, und herein trat Ludolf Petersen, frohgelaunt, als komme er von der Flasche, den Hut mit dem deutschen Bande etwas schief auf den Kopf gedrückt und seine Braut am Arme führend.

„Da ist der wackere Bursch, den ich lange erwartet habe,“ rief Nielsen. „Ich wäre nicht ruhig gewesen, wenn der uns gefehlt hätte. Wie sieht es aus, Freund? Euer Gesicht strahlt ja vor Freude und Wonne! Was bringt Ihr für gute Nachrichten mit?“

„Ei ja,“ sagte Ludolf, sich nach allen Seiten verneigend und seinen Hut lustig schwenkend, „was ich bringe, ist der Mühe werth, gehört zu werden, und wird den Herrschaften gefallen. Herr Lembek, die Zeit ist da, es läßt sich Nichts mehr halten. In Rendsburg ist die Landesregierung eingesetzt, alle dänischen Farben

sind abgerissen, alles Volk ist auf den Beinen und marschirt auf Flensburg los. Sehen Sie den Feuerschein dort unten an der Schlei? Das sind die Jäger aus Kiel. Auf allen Höhen werden Feuer angezündet, das ganze Land steht auf. Hurrah, jetzt gilt's, Herr Lembek. Ich denke, wir müssen nach Cappeln zurück, so schnell es gehen will."

„Wie ihm die Augen blitzen," rief Herr Nielsen. „Ein prachtvoller Junge. Will sich nicht halten lassen, bis er das Gewehr in der Hand hat."

„Ja, Herr," antwortete Ludolf, „kann's kaum erwarten."

„Gut," lachte der Kaufmann aus Sonderburg, „sehr gut!"

„So scheide ich denn von Ihnen," sprach Lembek, „mit dem Bewußtsein meiner Pflicht und Treue und mit der Hoffnung, einst besser beurtheilt zu werden."

„Antworten Sie ihm, Herr von Alfeld, wie Sie müssen," fiel Scheden ein, indem er aufstand.

„Du bleibst!" sagte der Baron. „Wenn kein Vertrauen, kein verständiges Einwirken fruchten kann, dann ist es Zeit, Dir den vollen Ernst zu zeigen."

„Und was bedeutet das Alles?" fragte Lembek, indem er einen Schritt zurücktrat.

„Ich kann es nicht verantworten," rief Alfeld, „Dich ungehindert Aufruhr verbreiten zu lassen. Gegen

Deinen Willen muß ich Dich vor den Folgen schützen, zugleich aber dafür sorgen, daß Du nicht größern Schaden thust."

„Sie wollen meine Freiheit antasten?" fragte Lembek stolz.

„Deine Freiheit, weil sie gefährlich für das allgemeine Beste ist."

Lembek fühlte eine Hand, die seinen Arm ergriff. Er riß sich mit einer heftigen Bewegung los. Es war Herr Nielsen, der sehr sanft und gutmüthig aussah und lächelnd nach der Thür deutete.

„Still, mein lieber Herr Lembek," sagte er, „wer wird so viele Umstände machen bei Dingen, die nicht zu ändern sind. Mein Wort darauf, es soll Ihnen nichts Uebles geschehen."

„Herein Ihr da!" schrie Nielsen, und die Thür flog auf. Ein halbes Dutzend wetterbraune Gesichter, Glanzhüte auf den Köpfen, braunrothe Jacken auf den breiten Schultern, Säbel und Pistolen in den Händen, zeigten sich auf der Schwelle. „Sehen Sie, theurer Herr Lembek," fuhr der Kaufmann fort, „das sind Einladungen, denen kein vernünftiger Mann sein Ohr verschließen kann. Diese wackern Leute gehören zu der Fregatte, welche im Sunde an der Küste ankert und, wie ich Ihnen nicht verschweigen will, schon seit einigen Tagen auf Ihren Besuch wartet. Heute Nachmittag,

als ich mit meinem Tuche winkte, und eine aufgezogene Flagge antwortete, war dies das verabredete Zeichen, daß Sie sich hier befänden und die Fregatte in Augenschein zu nehmen wünschten. Man verlangt weiter Nichts von Ihnen, als die kleine Gefälligkeit, sich dorthin begleiten zu lassen."

„Mit Menschenraub also beginnt Ihr die Vertheidigung Eurer gerechten Sache?" rief Lembek verächtlich.

„Wer wird denn so böse sein!" lachte Nielsen. „Wir wollen ja nur, wie der verehrte Herr Baron sagt, Sie hindern, ein Verräther zu werden, und für Ihre Sicherheit sorgen. Im Uebrigen werden Sie uns nicht verargen, daß wir einen Mann, der zu den gefährlichsten Feinden Dänemarks gehört, ergreifen und festhalten, wo wir ihn bekommen können."

„Sie sind, wie ich es längst nicht bezweifelte, ein Officier des Schiffes," sagte der Gefangene.

„Der commandirende Officier," erwiederte Herr Nielsen. „Aber beim Himmel, wenn Sie dies ahneten, warum haben Sie gewartet, bis ich Ihnen selbst es bestätige?"

„Warum?" erwiederte Lembek. „Weil ich wohl denken konnte, daß in diesem Hause ein dänischer Officier gastliche Aufnahme finde, aber weil ich den Gedanken verwarf, daß ein ehrloser Plan gegen meine Freiheit damit verbunden sei."

„Verzeihen wir ihm in seiner Verblendung alle Beleidigungen," sagte Scheden, „doch achten wir nicht darauf. Ohne ihn sind diese aufrührerischen Bauern Nichts; es giebt keinen Andern, der sie zusammentreiben, fanatisiren und zu Opfern fähig machen kann. Bald genug zwar würde auch sein Einfluß zu Grunde gehen, denn sie sind zu reich und zu bedächtig, um für hohle Ideen viel zu wagen; zu bequem und zu friedlich, um sich dafür todtschlagen zu lassen. Vorwärts denn, Herr Nielsen, ich glaube, wir können in kurzer Zeit sämmtlich zu ihren Diensten sein. — Ein letztes Wort zu Dir, Lembek. Verschlimmere Dein Schicksal nicht durch unfruchtbaren Widerstand. Je fügsamer Du bist, um so besser. Du mußt mir das Zeugniß ausstellen, daß ich Nichts unversucht ließ, um Dich als Freund zu gewinnen, versuche jetzt Nichts, was mich zwingen könnte, Dich als Feind zu behandeln."

„Elender!" rief Lembek. „Du sollst mir Rechenschaft geben."

„Keine Declamationen," fiel Scheden ein. „Ich glaubte, Sie thäten am besten, Herr Nielsen, Ihren Gast an seinen Bestimmungsort begleiten zu lassen, während wir unsere Reise vorbereiten."

„Sehr gerne," sagte der Officier so freundlich wie immer. „Nehmen Sie Ihren Hut, Herr Lembek, und vertrauen Sie sich den guten Leuten dort an. Machen

Sie jedoch keinen Versuch, sich ihrer hilfreichen Fürsorge zu entziehen; betrachten Sie die Säbel, Handspiken und Pistolen. Es sollte mir sehr leid thun, wenn Sie dadurch beschädigt würden, doch um Ihnen jeden Unfall zu ersparen, wird es besser sein, wenn wir einige Ellen gut gedrehten Hanf um Ihre Arme legen."

Bei diesen Worten, welche er in dänischer Sprache wiederholte und an die Seeleute richtete, welche lautlos und bewegungslos die Thür besetzt hielten, traten sogleich ein Paar breitschulterige Gesellen näher heran, von denen Einer aus seiner Tasche eine zusammengewickelte getheerte Schnur zog, die er rasch zu einer doppelten Schlinge umformte.

„Nicht doch, Knudsen, mein guter Junge," rief sein Vorgesetzter abmahnend, „dazu ist draußen Zeit genug. Im Uebrigen seid höflich mit dem Herrn, er soll nicht sagen können, daß er ohne Noth von dänischen Männern Uebles erfahren habe. Ihr dort," fuhr er mit derselben Freundlichkeit fort, indem er sich zu Ludolf umwandte, der schweigend, aber mit ziemlich gleichgiltigem Gesichte in der Ecke neben der Thür stand, „Ihr wißt jedenfalls den besten und nächsten Weg zur Küste hinab?"

„Ja, Herr, den weiß ich," sagte Ludolf unerschrocken.

„Dann werdet Ihr gewiß die Gewogenheit haben und diese guten Leute als Wegweiser begleiten."

„Wenn's so sein muß, Herr, und es mir nicht erlassen werden kann," antwortete der Bauer achselzuckend.

„Gewiß nicht, mein lieber Petersen. Es muß so sein."

„Ei ja, so wird's an mir nicht fehlen dürfen."

„Ein prächtiger Junge!" sagte Herr Nielsen, „durchaus verständig, er gefällt mir immer mehr. Ein Paar Tage soll er sich besinnen, ob er nicht Geschmack am Seeleben gewinnt und bei uns bleibt, oder ob er bei seinem Vorsatze beharrt, in des Königs Regiment einzutreten. Was meint Ihr, Freund, bleibt Ihr bei uns?"

Ludolf nickte vergnügt und unbesorgt dazu. „Unters dänische Seevolk gehen oder unter die Garde, es ist Alles einerlei, wie ich denke."

„Vortrefflich gesagt!" rief der Officier. „Ruhm und Ehre sind gleich groß. Aber wo ist die niedliche Braut, das hübsche Mädchen? Es wäre doch grausam, so ganz ohne Abschied sie auf einige Zeit zu verlassen."

Ludolf sah sich langsam um, Anna war fort.

„Sie ist wahrhaftig davon gelaufen aus Angst vor den Theerjacken," lachte er.

„Und ihr Narren da an der Thür habt sie laufen lassen?" rief Herr Nielsen. „So macht ein Ende, nehmt den Burschen da zwischen Euch und seht Euch vor. Bei der geringsten Falschheit schlagt ihn zu Boden.

Ich hoffe, Du lustiger Narr, Du wirst mich verstehen. Wie lautete Dein hübscher Spruch: Kommst Du mit einem Dänen zusammen, halt die Augen auf. War's nicht so?"

„Sie haben ein gutes Gedächtniß, Herr."

„Nun gut, Du deutscher Schelm, so halt Deine Augen auf, oder Du sollst morgen an der großen Raa hängen zur Warnung für alle Krähen im Lande. Vorwärts mit ihm. Herr Lembek, geben Sie Ihrem Freunde den Arm."

„Ist das Wahrheit, Onkel?" sagte in diesem Augenblicke die Stimme der Erbin von Bornholm, welche aufgestanden war und sich vor Lembek gestellt hatte; „soll Dein Gast, der Deiner Ehre vertrauend in Dein Haus gekommen war, von Deinem Tische weggeschleppt und seinen Feinden überliefert werden?"

„Mische Dich nicht in Dinge, die nicht zu ändern sind," antwortete der alte Herr verlegen, indem er seine Festigkeit zu behaupten suchte. „Meine Schuld ist es nicht; haben wir nicht Alles versucht, ihn zu überzeugen? Jetzt ist es Pflicht geworden, ihn festzuhalten."

„Schande über die," fuhr das Fräulein fort, „welche solchen Rath geben konnten. Es kann nicht sein, Du kannst es nicht zulassen. Ehre und Recht verbieten es in gleichem Maße."

„Dringen Sie nicht weiter in den guten Oheim,"

unterbrach sie Scheden, „was er auch thun möchte, in diesem Augenblicke hätte sein Widerspruch keine Bedeutung mehr. Ich glaube kaum, daß die bewaffneten Männer dort und ihr Anführer viel darauf achten würden.“

„Rufe aus dem Fenster, laß die Hofglocke ziehen,“ rief das Fräulein heftig, „wir haben Mittel genug, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Mit welchem Rechte will man diesen Menschenraub vertheidigen?“

„Mit dem Rechte des Krieges, schöne Dame,“ sagte Herr Nielsen lächelnd.

„Es ist kein Krieg,“ erwiederte das Fräulein, „doch wäre er selbst schon da, wie kann es mit der Ehre des Krieges sich vereinbaren, waffenlose Menschen fortzuschleppen, um sie dem Kerker zu überliefern?“

„Was das betrifft, so beruhigen Sie sich, theure Freundin,“ sagte Scheden. „Lembek ist sehr glücklich, einen so feurigen, edlen Vertheidiger gefunden zu haben, allein es wird nur von ihm abhängen, wie leicht oder schwer seine Haft sein soll. Vorläufig gebe ich Ihnen mein Wort, er wird mit der größten Schonung behandelt werden, und da wir ihn begleiten, können Sie selbst sich überzeugen, daß ihm kein Leid geschieht.“

„Wie?“ antwortete Ida stolz zurücktretend, „wen meinen Sie, Herr von Scheden? Geht die Gewalt etwa so weit, auch meine Freiheit anzutasten?“

„Sie würden Ihren Oheim nicht begleiten?“ fragte Scheden bittend und lächelnd.

„Nein,“ erwiederte sie, „nicht auf ein dänisches Schiff, nicht nach den Inseln und nicht in Ihrer Gesellschaft, Herr Etatsrath.“

„Darüber hat meiner Meinung nach Herr von Alfeld allein zu entscheiden,“ sagte Scheden, „doch bin ich auf's Aeußerste bestürzt und betrübt, Ihnen zu mißfallen, obenein über Beschlüsse, die vor wenigen Stunden noch Ihre freiwillige und freudige Zustimmung fanden.“

„Niemals,“ fiel sie lebhaft ein, „Sie täuschten sich eben so wohl über meinen Willen, wie über meine Empfindungen.“

„Wir werden morgen Zeit haben, uns zu verständigen,“ unterbrach sie Scheden gereizt. „Diese augenblickliche Aufwallung wird größerer Besonnenheit Raum geben. Es ist an Ihnen, Herr von Alfeld, Ihrer Fräulein Nichte bemerklich zu machen, was Ihr Wunsch und Ihre Absicht ist.“

„Ida,“ sagte der Baron, zwischen Bitte und Befehl schwankend, „ich verlange Gehorsam von Dir. Was ich beschlossen habe, muß ausgeführt werden. Komm her, mein Kind, gieb mir Deine Hand, es ist Nichts mehr zu ändern.“

„Nichts zu ändern?“ fragte sie, ohne dem Wunsche

Ihres Oheims Folge zu leisten. „So ist es Dein unwiderruflicher Entschluß, den Sohn Deines Freundes zu verrathen und Dich selbst den Dänen auszuliefern?"

„Mein Entschluß steht fest," sagte der Baron finster und heftig, „aber Deine Sprache ist eine ungebührliche."

„So wisse," fuhr Ida fort, „daß ich keine andere dafür habe und Dich nicht begleiten kann."

„Ich befehle es Dir!" rief Alfeld heftig.

„Ich bin frei und mündig," antwortete sie mit festem Tone, „und will bleiben, wo ich bin, in meinem Vaterlande, bei Denen, die durch Geburt, Recht, Sprache und Sitte mir nahe stehen."

„Sie ist von Sinnen!" schrie der Baron auf. „Hat die Nähe dieses Verräthers Dich angesteckt, oder welcher Wahnsinn hat Dich ergriffen? Du sollst mir folgen! Ich habe ein Recht, Gewalt zu brauchen. Ich, Dein nächster Verwandter, will es so. Deine Freiheit und Mündigkeit ändern Nichts daran, ein Mädchen hat keinen Willen, jetzt nicht und hier nicht, — ich bestimme über Dich und Deine Zukunft und will es Dir beweisen!"

Scheden suchte den heftigen Mann zu beruhigen. „Ich bitte Sie, bester Alfeld," sagte er, „mäßigen Sie Ihren Zorn. Fräulein Ida ist zu einsichtsvoll, um

nicht zu begreifen, daß Weigerungen ganz fruchtlos bleiben müssen. Ich beklage diese unglückliche Scene, welche so viele seltsame Zuschauer hat. Wenn Fräulein Ida so gütig sein will, mir in das nächste Zimmer zu folgen, so werde ich sie hoffentlich in wenigen Minuten überzeugen, daß ihr gütiger Oheim im vollsten Rechte ist, und während dieser Zeit" — er sah Nielsen lächelnd an — „läßt sich alles Nöthige ordnen."

„Ich werde Ihnen nicht folgen," erwiederte das Fräulein, den Arm zurückweisend, den er ihr bot. „Nur durch Gewalt kann ich gezwungen werden, mein Recht aufzugeben."

„Dann freilich," sagte Scheden kalt lächelnd, „werden wir in eine üble Lage gerathen."

„O, Lembek," rief Ida, indem sie plötzlich beide Hände auf dessen Brust legte, „wie recht hast Du gehabt. Sie achten Nichts und scheuen Nichts. Sie kennen Nichts als Gewalt und Zwang; Falschheit und Verrath ist ihr Wesen."

„Wie," rief Scheden, als Alle, bestürzt über diese unerwartete Wendung, schwiegen, „ist das die wahre Ursache dieses schönen Zornes? Hören Sie doch, Alfeld, wie weit die Abneigung Ihrer Nichte geht."

„So weit," sagte das Fräulein, stolz sich aufrichtend, „daß ich offen bekenne, Lembek zu lieben, daß ich

gestehe, ihm meine Hand angetragen zu haben unter der Bedingung, daß er das werde, was Sie, Herr von Scheden, aus ihm machen wollten."

„Ich aus ihm machen wollte?" fiel der Etatsrath erhitzt ein.

„Einen Verräther an seinem Vaterlande!" fuhr sie fort, „aber er verwarf mich, und ich achte ihn darum noch höher. — Jetzt reiche ich Dir diese Hand noch einmal, Heinrich Lembek, und schwöre meine Irrthümer ab. Ich will mit Dir aushalten in Noth und Tod, mögen sie uns Beide fortschleppen auf ihr Schiff, hinführen, wohin sie wollen, es soll sich Nichts ändern an meinem Schwure."

„Geliebte Ida!" rief Lembek, seinen Arm um sie legend, „fürchte Nichts. Niemand soll uns zwingen, der Verrath fällt auf die zurück, die ihn ersannen. — Hütet Euch, Hand an mich zu legen!" rief er den Seeleuten zu, als er sah, daß diese sich bereit machten, auf den Wink ihres Anführers sich seiner zu bemächtigen. „Eine Minute noch, und Ihr seid verloren!"

Die furchtbare Gewißheit, welche aus seinen Blikken sprach, blieb nicht ohne Eindruck. Herr Nielsen sah ihn unschlüssig an, dann wandte er sich rasch zum Fenster hin, durch welches heller Feuerschein von den nahen Bergen leuchtete.

Die Glocke der Kirche im Thale läutete, in den

Wirthschaftsgebäuden des Gutes wurde eine andere Glocke gezogen, wildes Geschrei vieler Stimmen gab Antwort darauf.

„Ei, wahrhaftig," schrie Ludolf, „da sind die Dragoner aus Missunde. Herr Nielsen aus Sonderburg, folgen Sie dem guten Rathe, den ich Ihnen gebe. — Es ist meiner Treu so: Kommst Du mit einem Dänen zusammen, halt die Augen auf. Die Augen haben wir aufgethan, Herr, die Dragoner sind da, und die wackere Dirne, meine Anna, hat das ganze Thal in Bewegung gebracht. Wenn's Ihnen nicht um blutige Köpfe zu thun ist, so nehmen Sie Reißaus. Durch den Garten geht der einzige Weg, auf dem Ihr entkommen könnt, dann immer gerade hinunter, wie es sich paßt und schickt."

Nielsen schien einen Augenblick zu überlegen, dann sagte er lachend: „Du bist ein prächtiger Junge, weißt immer guten Rath. Schade, daß Du kein Däne bist. — Da kommen sie den Weg herauf mit Spießen und Stangen; mit brüllenden Bauern wollen wir schon fertig werden, aber ich sehe Pferde und Helme. Gute Nacht, meine Herren, wer mich begleiten will, der folge mir. Herr Lembek, auf Wiedersehen ein ander Mal."

„Halt!" rief Scheden, „halt! — Alfeld! Fort mit Ihnen!"

Der alte Herr hatte sich in einen Stuhl geworfen und sagte erschöpft: „Retten Sie sich, ich will bleiben."

„Bei uns, theurer Onkel, mit uns!“ rief das Fräulein zu ihm eilend.

Er stieß sie zurück und sagte erbittert: „Geh’ zu ihm, Du bist frei. Da kommen seine Genossen. Werft Feuer in mein Haus, überliefert mich dem Gesindel, macht, was Ihr wollt, aber rühr’ mich nicht an, ich habe Nichts mehr mit Dir zu schaffen.“

Ein Haufen Landleute, bewaffnet mit Sensen und Stangen, drang in den Hof und stürmte auf das Haus los. — In wenigen Augenblicken waren sie bis in den Saal gedrungen, geführt von einem Weibe, von Anna, die in ihren kräftigen Händen ein scharfes Pflugmesser hielt. Ihr Gesicht glühte vor Freude, als sie Ludolf sah und ihr Blick auf Lembek fiel.

„Gott zum Lob!“ rief sie, „da sind sie Beide. Als ich sah, wie es stand, lief ich hinunter in’s Dorf, wo die Leute beisammen saßen und die Dragoner erwarteten, welche Ludolf bestellt hatte, die aber immer noch nicht kommen wollten. — Da zog ich die Sturmglocke und rief ihnen zu, wir müßten es selbst thun, wenn’s helfen sollte. Und Alle nahmen, was sie fanden, möchte es gehen, wie es wollte, die Dänen sollen Keinen haben.“

„Wo sind sie?“ schrieen viele Stimmen. „Wo ist der dänische Spion? Wohin habt Ihr ihn versteckt?“

Scheden war verschwunden, aber die erhitzte Menge

machte ihren Zorn in Flüchen und Drohungen Luft, die deutsch genug auf Alfeld sich richteten.

„Ist es wahr, Herr," rief einer der Bauern Lembek zu, „daß man Sie hierher gelockt hat, um Sie den Dänen zu verkaufen? — Wer hat es gethan? Wer ist so ehrlos gewesen?" Er sah dabei den alten Gutsherrn grimmig an, der ohne Laut vor sich niederblickte, und schüttelte die Faust über dessen Haupt.

„Was auch die Absichten meiner Feinde waren, sie sind vereitelt," erwiederte Lembek. „Das Land ist frei, die Feuer brennen auf allen Bergen. Mögen die Verräther auf ihr Schiff fliehen. Laßt sie, Freunde, verfolgt sie nicht. Da kommen unsere Brüder aus Missunde, Dragoner und Jäger, ich höre ihre Hörner, laßt uns ihnen entgegen gehen."

Das Haus des Barons wurde leer. Der Mond, welcher jetzt hell am Himmel aufzog, beleuchtete die Reiterschaar, deren Waffen in der Nähe klirrten und blitzten. — Es war Niemand in dem Saale geblieben als Ludolf, der seine Anna herzte, und Lembek, welcher Hand in Hand mit der Erbin von Bornholm vor dem finster schweigenden Oheime stand.

Alle Worte der Liebe hatten Nichts geholfen, ein bitterer, unerbittlicher Hohn preßte die Lippen des alten Herrn zusammen.

„Zwischen uns kann es nicht besser werden," sagte

er endlich zu Lembek gewandt, „die letzte Möglichkeit zu Deiner Rettung war, Dich einzusperren. Du hast sie vernichtet. Und wie Du diese unwissenden Menschen verführst, so hast Du Dich in Ida's Herz geschlichen und reißest sie in Dein Verderben. Scheden hat Recht, Reue wird über Dich und sie kommen, aber es wird dann zu spät sein."

„Niemals!" erwiederte Lembek. „Was auch kommen möge, wie die Würfel fallen, aushalten werde ich bei meinem Vaterlande in aller Noth. Wer für Wahrheit und Recht leidet, kann nie bereuen. — Aber Du," fuhr er sanft auf Ida blickend fort, „Du bedenke wohl, was Du thust. Er sagt, ich reiße Dich in mein unglückliches Schicksal. Wähle, geliebte Ida, wähle zwischen mir und ihm. Seine Liebe wird Dich vor allen Gefahren behüten, die meine führt Dich vielleicht flüchtig umherirrend, verbannt und ausgestoßen durch die Welt."

„Ida! — Meine Tochter! Mein Kind!" rief Alfeld, seine Arme ausbreitend, „kannst Du mich verlassen?"

„Hier ist mein Platz," sagte sie, sich an Lembek's Brust werfend, „von hier aus, Onkel, strecke ich meine Hand nach Dir aus. Sei gütig und gerecht!"

„So geh' denn!" schrie der Greis mit Heftigkeit. „Folge ihm nach Kiel; Lug und Trug hat Dich getäuscht. Geh' nach Bornholm und verbrenne die Bil-

der Deiner Väter, damit sie nicht sehen, was aus Dir geworden ist!"

„Ja, nach Bornholm!" sagte die Erbin ihm nachblickend. „Noch einmal, Heinrich, laß uns dort hintreten vor die Bilder der strengen, ehrenhaften Ritter und Frauen. Ohne Furcht will ich ihnen Alles sagen, ohne Bangen bekennen, daß ich Dich gewählt, daß ich Dich liebe, daß ich ein deutsches Mädchen bin. Nach Bornholm zum letzten Male; Gott behüte uns, daß wir es wiedersehen und in seinem Frieden wohnen; führe mich wohin Du willst."

Da klangen die Hörner und Trompeten dicht in der Nähe, und Ludolf schwenkte seinen Hut und jubelte zum Fenster hinaus: „Morgen, Anna, bin ich ein Jäger und habe eine Büchse auf dem Nacken. Hurrah für Schleswig-Holstein! Aber drei Hurrahs für Dich, Du Herzensmädchen, denn wenn Du nicht warst, säßen wir Alle jetzt auf der Fregatte in eisernen Reifen. — Hochzeit wird kommen, Anna, und Lohn und Liebe und Freude, so viel ein Mensch zu geben vermag."

Aber Saaten sind ausgestreut, und der Sturm hat sie fortgeweht. — Ludolf ist gefallen in der Schlacht bei Idstedt; die treue Anna kann's noch immer nicht denken, daß er niemals wiederkehren soll; Lembek lebt mit seiner Gattin in Deutschland, hoffend und glaubend, daß Recht Recht bleiben muß. Der alte Baron ist gestorben ohne Sühne und Vergebung. Der dänische Geheimrath von Scheden hat ihn beerbt.

Am Scheidewege.

I.

An einem Julitage des Jahres 1789 lag die alte Stadt Valence im schönsten Sonnenschein unter blauem Himmel, und wer sie so zum ersten Male und in der Ferne vor sich erblickte, wie dies einem Reisenden geschah, der damals eben auf der Straße von Grenoble in einem kleinen Postcarriol sich ihr näherte, der mochte sich nicht leicht vorstellen, daß dies wirklich ein so altmodischer, finsterer Ort voll enger Gassen und hoher Giebelhäuser sei, wie man es ihm berichtet hatte.

Das bergige Land glänzte rings in seinen grünen Gewändern, mitten hindurch bahnte sich die Rhone brausend und schäumend ihren Weg, und je näher der Stadt, um so zahlreicher streckten sich Fruchtgärten und Landhäuser an den Lehnen des Stroms und der Hügel aus, bis wo Valence selbst von seiner schwellenden Höhe herunterblickte. Und wer hätte bei diesem sanften, schönen Rundbilde voll Glanz und heiterer Ruhe wohl daran denken mögen, daß das ganze Land der Franzo=

sen eben jetzt voll gährender Leidenschaften und wilder Parteikämpfe sei; war es doch, als ob man hier Nichts von den stürmischen Auftritten in Paris wüßte, die Menschen vielmehr Alle in friedlicher Abgeschiedenheit glücklich wohnten und lebten, als seien sie weit davon entfernt.

Der Reisende auf dem Postkarren mochte ähnliche Gedanken haben, als er die duftigen Berge und die sonnenleuchtende Stadt ernst und nachdenkend und dann vor sich hin lächelnd betrachtete. Er war noch jung an Jahren, aber sein Kopf mit breiter Stirn, über welcher ein gewaltiger schwarzer Haarwuchs sich ausbreitete, und unter der zwei dunkle Augen scharf und lebhaft glänzten, sah männlich und kräftig geformt aus. Seine Hautfarbe hatte einen südlichen bronzenen Ton, auch seine Kleidung schien ziemlich fremdartig. Er trug einen braunen kurzen Mantel von grobem Wollenzeug, mit einer Kappe versehen, die im Nothfall über den Kopf gezogen werden konnte, und um den Leib einen Gurt, der dies weite, bequeme Gewand zusammenhielt. Auf dem Postkarren lag ein leichter Mantelsack, und Alles in Allem schien dieser Reisende keiner, der zur vornehmen Gesellschaft gehörte; doch das ließ sich zu jener Zeit schon nicht als besonderes Glück mehr betrachten. Als der Wagen das Thor erreichte, stand dort eine Wache, die ihn

anhielt, und es kam ein Sergeant heraus vom Artillerieregiment La Fere, das hier in Garnison lag, um ihn zu examiniren. Valence wurde als Festung betrachtet, wenigstens hatte es einen befestigten Kern, eine Citadelle, in welcher neun Jahre darauf der arme alte Papst Pius VI. als ein Gefangener starb. Gefangener der französischen Republik, hierher geschafft auf Befehl desselben Mannes, der jetzt dort oben in dem baufälligen Giebelhause am Ende der Straße seinen Arm auf das Fensterkreuz gestützt, starr hinausblickt in das Rhonethal, ohne auf den Karren am Thore zu achten.

„Wer sind Sie?" fragte der Sergeant vom Regiment La Fere den Reisenden.

„Ich bin ein Student der Rechte," antwortete der Fremde mit wohllautender Stimme.

„Woher kommen Sie?"

„Ich komme aus Pisa, aus Italien, von Turin und Chambery. Hier ist mein Paß."

„Wie heißen Sie?" fragte der Examinator, indem er in das Papier blickte.

„Ich heiße Carlo Andrea Pozzo di Borgo."

„Ein Italiener! Ich dachte es beinahe," nickte der Sergeant aufblickend, „obwohl Sie verteufelt gut französisch sprechen."

„Das kommt daher," lächelte der Student, „weil Frankreich uns gewürdigt hat, zu ihm gehören zu dürfen."

Der Sergeant begriff den Sinn dieser Antwort nicht recht. Er starrte den Reisenden an.

„Ich bin ein Corse aus Ajaccio," fuhr dieser lächelnd fort.

„O, sacre bleu! jetzt versteh' ich!" rief der Sergeant und legte die Hand an seinen Hut. „Die Corsen sind brave Leute. Wir haben Einen bei unserem Regiment. Wart einmal, richtig! der ist auch aus Ajaccio. Vielleicht kennen Sie ihn. Wir haben hier einen Lieutenant mit Namen Bonaparte."

„Napoleon Bonaparte."

„Es kann sein, hier giebt's nur den Einen."

„Ich kenne ihn recht gut," sagte der Reisende.

„Dann müssen Sie ihn besuchen."

„Das will ich gewiß thun. Kann ich erfahren, wo er wohnt?"

Der Sergeant drehte sich um; es hatte sich eine Anzahl Soldaten vor der Wache versammelt, welche neugierig zuhörten. „Weiß Keiner, wo der Lieutenant Bonaparte wohnt?" fragte er.

Aber der Held, welcher wenige Jahre darauf seinen Namen so bekannt gemacht hatte, daß jedes Kind davon zu erzählen wußte, war den meisten dieser Soldaten fremd, und wo er wohnte, konnte Niemand sagen. Der Sergeant fluchte und rief noch mehrere Andere herbei, die verschiedene Quartiere angaben und sich

darüber stritten. Darauf schrie der alte Krieger: „Schweigt Alle still! Dort kommt der Lieutenant Demarris, der weiß es gewiß.“

Ein junger Herr in Uniform mit rothen Rabatten schritt so eben die Straße herab, und der Sergeant ging ihm ein paar Schritte entgegen. Als der Officier das Anliegen vernommen hatte, trat er artig grüßend näher und sagte höflich: „Der Lieutenant Bonaparte wohnt dort oben in dem hohen Giebelhause, das Sie von hier aus sehen können.“

„Er ist also nicht verreist?“ erwiederte der Student dankend.

„Nein, er ist hier, und wahrscheinlich treffen Sie ihn in seiner Wohnung, denn er ist sehr fleißig und häuslich.“

„Das ist mir lieb zu hören. Ich fürchtete, ihn nicht in Valence zu finden, da ich weiß, daß seine Familie ihn in Ajaccio erwartet.“

Der Officier, der ein schöner, junger Mann war, schüttelte den Kopf und sagte mit einem muthwilligen Lachen: „Ich glaube nicht, daß er jetzt auf Reisen gehen wird, denn er hat hier Besseres zu thun. Auch bin ich mit ihm gut befreundet und weiß Nichts davon. Sie sind sein Landsmann?“

„Ja, mein Herr.“

„Und heißen Pozzo di Borgo?“

„Ja, mein Herr.“

„Er hat mir diesen Namen zuweilen genannt. Sind Sie nicht besonders befreundet mit seinem älteren Bruder Joseph?“

„Sie haben ganz Recht.“

„Und sind mit ihm selbst dagegen in mancherlei Streit gerathen?“

„Knabenstreite bei Knabenspielen.“

„Er will überall der Erste sein,“ lachte Demarris, „und streitet für sein Leben gern. Bei alledem wird er sich freuen, Sie zu sehen. Ich bedauere, daß ich Sie nicht begleiten kann; doch ich habe einer Dame meinen Besuch versprochen, und Damen muß man Wort halten.“

„Man muß immer Wort halten,“ sagte Pozzo di Borgo freundlich. „Vielen Dank, mein Herr.“

„Ich hoffe, wir sehen uns noch,“ rief Demarris. „Sie werden Valence doch nicht gleich wieder verlassen wollen?“

„Ich bleibe wohl einen und den anderen Tag, ehe ich meinen Weg nach Paris fortsetze.“

„Nach Paris wollen Sie? Sie sind zu beneiden. Es gehen große Dinge dort vor sich.“

„Es werden noch größere vorgehen,“ antwortete Pozzo di Borgo.

„Die Nationalversammlung wird vom Könige

nach Soissons geschickt werden. Haben Sie davon gehört?"

„Ich habe Nichts davon gehört."

„Nun, man wird sich schon vertragen!" rief Demarris. „Ein ganzes Heer lagert um Paris, schade, daß wir nicht dabei sind. Aber ich will Sie nicht länger aufhalten. Fahren Sie nach dem rothen Hause, dort speist man am besten, ich esse auch dort. Und grüßen Sie Bonaparte. Pardon! noch einen Augenblick. Er wollte ebenfalls Frau von Colombier seinen Besuch machen. Er soll bald nachkommen und soll Sie mitbringen. Ich werde Sie anmelden. Verlassen Sie sich darauf, Sie werden willkommen sein und die liebenswürdigste Aufnahme finden. Es ist eine der ersten und ausgezeichnetsten Familien in Valence. Auf Wiedersehen also, Herr Pozzo di Borgo. Sie werden finden, daß die Damen von Valence den Ruf ihrer Schönheit verdienen. Adieu! Adieu!"

So selbstgefällig lachend und höflich grüßend ging der Lieutenant zum Thore hinaus und trällerte unter der Wölbung ein Liedchen, während der Postkarren in entgegengesetzter Richtung weiter rumpelte.

„Meiner Treu!" murmelte der junge Rechtsgelehrte vor sich hin, „wenn Napoleon Bonaparte viele solche intime Freunde hat, wie diesen, so muß er sich sehr verändert haben — doch nein," fuhr er fort, und

ein spöttisches Zucken flog um seinen Mund, „er hat sich immer Leuten zugeneigt, die sich von ihm bevormunden ließen und ihn bewunderten, und dieser geschwätzige Camerad ist sicher einer von der Sorte, wie sie ihm zumeist behagt.“

Der Führer des Karrens hatte die Weisung empfangen, nach dem rothen Hause zu fahren, und bald hielt er dort, wo Pozzo di Borgo wohl aufgenommen wurde. Als das Fuhrwerk an dem hohen Hause vorüberrollte, in welchem der Lieutenant Bonaparte wohnte, sah sein Landsmann hinauf, es war jedoch Niemand zu erblikken. Der junge Mensch, welcher im dritten Stock aus dem Fenster schaute, als der Karren vor der Wache hielt, hatte sich längst wieder von diesem Platze entfernt und saß nun an einem hochbeinigen Schreibpulte, mit der einen Hand seinen Kopf stützend, in der anderen eine abgeschriebene Feder haltend, welche eilig über den Papierbogen flog, der vor ihm lag. Diesen Bogen hatte er beinahe voll beschrieben, und eine Anzahl anderer schichteten sich in einem Fache auf. Das Stübchen war klein und ziemlich ärmlich möblirt. Ein Bett in der Ecke, ein Schrank an der anderen Seite, einige Riegel, an denen Kleidungsstücke hingen, ein Tisch und einige Stühle, die unordentlich umherstanden, nahmen den meisten Raum fort. Auf dem Schreibpulte lag ein Haufen Bücher, einige davon aufgeschlagen.

Papierstücke, die beschrieben und zerrissen, angefangene Zeichnungen, denen es nicht besser ergangen, zerspaltene und zerbrochene Federn und Bleistiftsplitter bedeckten den Fußboden, dem mancherlei große Tintenflecken überdies nicht fehlten. Landkarten waren an die Wände genagelt, eine große Karte überdeckte den Tisch, und an verschiedenen Stellen derselben steckten Nadeln mit rothen, schwarzen und farbigen Köpfen. Am Pfeiler hing ein schmales Spiegelglas, gesprungen von oben bis unten, darunter aber auf der Tischecke schimmerte ein Blumenstrauß in ein Wasserglas gestellt und von einem blauen Bande umwunden. Es war dies der einzige freundliche Schmuck des Zimmers, das einzige Zeichen der Sorgfalt seines Bewohners, überall sah es sonst wüst und wirr aus. Das Bett selbst befand sich in Unordnung, mit Uniformstücken beworfen, und der Degen des Herrn Lieutenants Bonaparte, welcher daran gelehnt hatte, war heruntergerutscht, daß er nur noch mit dem Gefäß an einer Kante festhing.

Aber Napoleon Bonaparte hatte keine Augen dafür. Er richtete diese unverwandt auf den Bogen vor sich und schrieb mit Hast. Zuweilen jedoch hielt er inne, strich aus und schrieb von Neuem, warf seine Blicke lebhaft umher und zum offenen Fenster hinaus auf die grünen Berge und den fluthenden Strom, der einen leuchtenden Streif in der Ferne erkennen ließ; dann

warf er sich selbst in den Stuhl zurück und starrte die Zimmerdecke an, um plötzlich aus dieser Ruhe aufzufahren und wiederum seine Feder arbeiten zu lassen.

Die schmale, untersetzte Gestalt des jungen Mannes schien von außerordentlicher Beweglichkeit. Er gehörte zu den Menschen, deren geistiges Leben auch den Körper in fortgesetzter Unruhe erhält. Unter dem alten Militairrock rückten seine Füße und sein Leib hin und her, und an der schmalen Hand, welche seinen Kopf stützte, und über welche das feine schwarze Haar fiel, zuckten seine Finger bald hier, bald dort. Es war kein eben schöner Kopf, der aus der dunklen Halsbinde hervorstieg, aber doch ein Kopf von eigenthümlichen Formen und anziehendem Gepräge. Gelb und blutlos die Gesichtsfarbe, feingebildet und fest Nase und Mund, die Stirn hoch und besonders breit, eine knochige, mächtige Denkerstirn, das Haar darüber seidig glänzend, die Augen tief, dunkel und von durchdringendem Feuer. Ein kühner Ausdruck überlegener geistiger Kraft und Kälte nahm diesem Gesicht die jugendliche Frische; man sah ihm an, daß heftige Leidenschaften es plötzlich in Aufruhr bringen konnten, und daß es nicht für die leichtfertige Lust und Fröhlichkeit eines sorglosen, jungen Officiers geschaffen sei.

Dazu stimmte es auch sicherlich, daß an diesem schwülen Nachmittage der zwanzigjährige Lieutenant

hier einsam auf seinem Zimmer, vergraben unter Büchern und Papieren, arbeitete, während seine Cameraden, wie der muntere Demarris, umherschwärmten, um zu trinken, zu spielen oder schönen Damen den Hof zu machen, und so ernstlich war diese Arbeitsamkeit gemeint, daß Napoleon Bonaparte es nicht hörte oder beachtete, als draußen feste Schritte sich seiner Thüre näherten und bald darauf wiederholt an diese geklopft wurde.

Erst als die Thür sich aufthat und Jemand hereintrat, erregte dies seine Aufmerksamkeit; allein er sah sich nicht um, sondern rief, ohne den Kopf aufzuheben und nicht allzu freundlich: „Warum kommst Du jetzt? Ich kann Dich nicht gebrauchen. Doch halt, setze Dich nieder und schweige still, bis ich Zeit habe mit Dir zu sprechen."

Der Eingetretene befolgte diese Weisung pünktlich. Er ging an den Tisch, welcher hinter dem schreibenden Lieutenant stand, setzte sich dort auf einen Stuhl, betrachtete die Karte mit den Nadeln, dann das Zimmer sammt Allem, was sich darin befand, endlich das Glas mit den Blumen unter dem Spiegel, und zuletzt ruhten seine Blicke nachdenklich und unverwandt auf dem Schreibenden, obwohl eben nur dessen bewegliche Schultern und Beine und die fingernde Hand sich seinen Betrachtungen darboten.

So verging einige Zeit, ehe eine Unterbrechung stattfand. Plötzlich aber lachte der Lieutenant Bonaparte auf und rief mit seiner scharfen Stimme:

„Warst Du schon bei Frau von Colombier?“

„Nein,“ lautete die Antwort.

„Du hast also Fräulein Beatrice noch nicht gesehen?“

„Nein.“

„Ich begreife nicht, wie Du das aushältst.“

„Ich kann warten,“ erwiederte der Wartende mit seiner weichen tiefen Stimme, und sobald er diese Worte gesprochen, wandte sich der Lieutenant Bonaparte hastig um. Im nächsten Augenblick stand er auf seinen Beinen und starrte seinen Besuch verwundert an. Dies dauerte wohl eine Minute; die beiden jungen Männer schwiegen. Pozzo di Borgo ließ sich betrachten; Bonaparte sah aus, als halte er, was er sah, für Täuschung, dabei blieb er so ernsthaft, als ob er kein großes Vergnügen über diesen unerwarteten Anblick empfände.

„Carlo Andrea!“ rief er dann und kam ihm näher. „Wie geht es in Ajaccio?“

„Ich weiß es nicht, Napoleon,“ war die Antwort, „denn ich komme von Pisa und komme Dich zu besuchen.“

In dem Augenblick verwandelte sich das Gesicht Napoleon's. Er streckte dem Jugendfreunde beide

Hände entgegen. „Sei mir willkommen, Carlo, es ist mir lieb, Dich zu sehen! Aber wie kommst Du hierher, und wohin willst Du?"

„Ueber Paris will ich nach Haus, um dort, da meine Studien nun vollendet sind, meine Advokatur zu beginnen. Hierher komme ich, sowohl meines Weges wegen, als um Dir einen Brief zu bringen."

„Einen Brief! Von wem?"

„Von einem Manne, den wir Beide verehren, der jedem Corsen heilig und theuer ist."

„Von Pasquale Paoli!" rief Napoleon.

„Von dem Präsidenten," sagte Carlo Andrea.

Als die Franzosen im Jahre 1769 nach der Schlacht an der Golobrücke Corsica erobert und die corsische Republik vernichtet hatten, floh der Präsident Paoli nach London und lebte in dieser Verbannung nun seit zwanzig Jahren. Aber die zärtliche Verehrung des corsischen Volkes begleitete den großen Bürger in das sonnenkalte Land des Nebels, und dort leuchtete er immer noch als Stern, zu dem die Corsen ihre Segenswünsche und Gebete sandten. Wenn Einer in seiner Noth nicht wußte, wer ihm rathen und helfen sollte, wandte er sich an den verbannten Vater des Vaterlandes. Wer etwas Wichtiges unternahm, wollte wissen, was er dazu sagte, und wo Männer und Jünglinge für ihres Landes und Volkes Sache hofften und

strebten, war es die höchste Ehre, wenn der Präsident sie lobte und ihren Eifer mit seinem Beifall belohnte.

Als Pozzo di Borgo gesprochen hatte, zog er aus seiner Tasche einen Brief und reichte ihn Napoleon hin. „Da ich ihm schrieb," sagte er dabei, „daß ich von Pisa nach Paris reisen und meinen Weg über Turin und Lyon nehmen wollte, sandte er mir dies Schreiben für Dich, das ich Dir geben möchte, sobald ich Dich sehen würde. Hier hast Du es; ich habe meinen Auftrag erfüllt."

Napoleon brach schweigend den Brief auf, blickte hinein und las. In seinen Mienen zeigte sich dabei eine Unruhe, die er nicht ganz unterdrücken konnte, und welche Carlo Andrea sehr wohl bemerkte. „Er hofft! er hofft!" rief er, indem er das Blatt sinken ließ. „Wir hoffen Alle auf eine neue Sonne, die der Menschheit aufgeht, doch man muß sich vor Illusionen hüten."

„Du hast ihm einen Entwurf zu einer Geschichte Corsica's gesandt, welche Du schreiben willst," sagte Carlo Andrea.

„Sie ist schon zum guten Theil vollendet," versetzte Napoleon, indem er nach dem Schreibpulte blickte und auf die angehäuften Bogen deutete. „Ich schrieb es ihm," fuhr er lebhaft fort, „daß ich sein reines Andenken vor der Verleumdung feiger Seelen retten, die Verräther am Vaterlande schonungslos brandmarken

wollte. Ich will zeigen, wie wir gequält und mißhandelt, verrathen und entehrt wurden. Ich will damit den tugendhaften Minister, welcher Frankreich jetzt regiert, Herrn von Necker, für unser Schicksal interessiren, ihm meine Schrift übersenden, sobald ich sie vollendet habe."

Der junge Advokat schwieg einige Augenblicke und erwiederte dann: „Necker wird kaum den Franzosen helfen können, noch weniger den Corsen, aber Paoli ist entzückt von Deinem Vorhaben und Deinem Briefe. Er setzt große Hoffnungen auf Dich."

„Auf uns Beide also," erwiederte Napoleon, indem er den Freund ansah. „Denn er schreibt hier, daß er Nichts sehnlicher wünsche, als uns zum Heile unseres Vaterlandes zu verbinden, da Zeiten kommen werden, wo Corsica seine besten Söhne brauche, und daß wir unsere geistigen Fähigkeiten vereinigen mögen, um einträchtig zu helfen."

„Damit Corsica werde, was es war," antwortete Carlo Andrea, „damit die Republik und ihr Präsident zurückkehren."

„Das ist nicht meine Meinung für unser Wohl!" fiel Napoleon rasch ein. „Wir gehören jetzt zu Frankreich und müssen bei ihm bleiben. Wir wollen nicht wieder zu einem bedeutungslosen Staubkorn herabsinken; aber man soll uns gerecht werden. Wir wollen

die Größe und das Glück des großen französischen Volkes theilen, wollen Franzosen sein, keine Colonie."

Wie diese beiden jungen Männer schon als Knaben keine Viertelstunde beisammen sein konnten, ohne sich zu zanken, so geschah es auch jetzt, als sie sich nach Jahren kaum wieder gesehen hatten, trotz der eben vernommenen Ermahnung des verehrten Paoli, einig zu sein. Pozzo di Borgo wollte Nichts von einem corsischen Franzosenthum wissen. Er zählte auf, mit welcher Gewalt und welchem Unrecht die Franzosen sich der Insel bemächtigt, wie sie die Corsen behandelt hätten und noch behandelten, und wie diese durch Sprache, Sitte und Abstammung von ihnen fremd und verschieden seien und zu Italien gehörten. Napoleon dagegen nahm sich eifrig der Franzosen an, bei denen die Corsen seit alten Zeiten Hilfe gegen die Tyrannei der Genuesen gefunden, und erwartete jetzt, wo die große Nation zu einem neuen freien Staatswesen sich eben Bahn brach, das Allerbeste auch für Alle, die zu ihnen gehörten.

Bald befanden sich die beiden Landsleute in vollem Wortwechsel, und ihr Streit pflanzte sich weiter fort auf die Vorgänge in Paris. Der Lieutenant Bonaparte wurde dabei immer heftiger und absprechender in seinen Aeußerungen. Der junge Pozzo di Borgo vertheidigte die Grundsätze bürgerlicher Freiheit und

Gleichheit, wie man dies von einem so entschiedenen Anhänger und Bewunderer des Präsidenten Paoli erwarten konnte, aber er that es mit vieler Mäßigung und der kaltblütigen Sicherheit und Schärfe, welche alle seine Urtheile auszeichnete. — Während der hitzige Napoleon bald in leidenschaftlichen Eifer gerieth, indem er seine Meinungen verfocht, dabei umherlief, seine Arme in die Luft warf, seine Lippen zucken und seine Augen rollen ließ, saß Carlo Andrea, ohne sich zu rühren, und betrachtete ihn mit verschränkten Armen.

„Nun, ich sehe wohl,“ sagte er endlich, „Du bist mehr Franzose geworden, als ich es erwartete, und bist ein besserer Royalist, als es nach den Briefen, welche Du an Deinen Bruder Joseph geschrieben, und nach den Grundsätzen, die Du dem Präsidenten Paoli für Deine Geschichte Corsica's vorgetragen, anzunehmen war.“

„Was wollt Ihr denn?“ rief Napoleon heftig, und durch sein gelbbleiches Gesicht schimmerte eine plötzliche Röthe. „Meint Ihr besser zu sein als ich, Ihr Anderen? Ich bin ein Corse von Geburt und werde es bleiben! Aber ich bin auch ein Bürger des großen Frankreichs, ein Bürger des mächtigsten europäischen Staates; das ist mehr werth, unendlich mehr, als Bürger einer ohnmächtigen, kleinen Republik zu sein, die jeden Augenblick die Beute eines stärkeren Nachbars, eines

Abenteurers oder eines tyrannischen Herren werden kann. Ich bin ein Royalist, sagst Du? Ich verlange Gerechtigkeit, das Aufhören aller Vorzüge, aller Vorrechte. Ich will, daß das wahre Verdienst jeden Weg frei finde, daß jeder Bürger gleich sei vor dem Gesetz, mit gleichen Rechten, gleichen Ansprüchen, und ich hoffe, dahin soll es jetzt kommen. Die Nationalversammlung wird uns einen neuen Staat schaffen."

„Nicht ohne eine Revolution," antwortete Pozzo di Borgo.

Bei diesen Worten warf Napoleon den Kopf auf, sah seinen Landsmann an und begann zu lachen. „Du gehörst also auch zu Denen," sagte er, „die Blut und Zerstörung prophezeien und nicht glauben wollen, daß die großen Ideen der Menschheit und der Aufklärung mächtiger sind, als die Vorurtheile der Privilegirten? Diese werden sich fügen müssen! Der König wird sich mit weisen Rathgebern umgeben müssen, der tugendhafte Necker wird in der Nationalversammlung Stützen und Gefährten finden, ihnen wird der König sich in die Arme werfen und nicht anders können. Der ganze Schwarm dieser nichtsnutzigen Hofleute und verstockten Sünder wird daran zerstäuben."

„Ich weiß nicht," sagte Pozzo di Borgo, „ob Du Recht hast, mir scheint es jedoch, als würde der tugend-

hafte Necker eben so wohl nächstens fortgejagt werden, wie die Nationalversammlung, wenn nicht —"

Der Lieutenant fuhr heftig auf. „Genug, genug!" rief er, „was sollen wir uns um solche Dinge streiten? wir haben uns oft genug gestritten. Aber, mein Freund, Du mußt mich begleiten, ich muß Dich mit Frau von Colombier bekannt machen, dort wirst Du Leute finden, die mit Vergnügen Deine Schreckbilder anhören werden."

„Ich bin schon zu diesem Besuche eingeladen worden," erwiederte Carlo Andrea und erzählte nun sein Zusammentreffen mit dem Lieutenant Demarris vor der Wache.

„Das ist ein Schwätzer," sagte Napoleon, „im Uebrigen aber mein anhänglicher lustiger Camerad; was er jedoch von Frau von Colombier erzählt, hat seine Richtigkeit. Die Dame besitzt Vermögen und wohnt dicht bei der Stadt. Sie ist gastfrei und liebenswürdig und versammelt einen Kreis der besten Leute um sich, die hier zu haben sind."

„Du bist häufig dort?"

„Zuweilen, aber ich bin gern dort."

„Hat Frau von Colombier Kinder?" fragte Carlo Andrea nach einigen Augenblicken gleichgiltig.

„Eine Tochter, ein junges Mädchen, kaum aus der

Pension gekommen; doch nun erzähle mir, was Du weißt von meiner lieben Mutter, von meinem Onkel, von meinen Schwestern, Brüdern und Freunden. Ich brenne vor Verlangen, denn ich habe seit einiger Zeit schon keinen Brief von Ajaccio erhalten. Wahrscheinlich weißt Du also mehr von ihnen als ich."

Die beiden Jugendfreunde tauschten nun aus, was sie wußten, und Napoleon sprach mit Zärtlichkeit von seiner Mutter und seinen Geschwistern, von dem alten, haushälterischen Oheim, dem Archidiakonus Lucian, der ihm kein Geld schickte, und von den Parteien in Corsica und Ajaccio. Er sprach in abgerissenen Sätzen bald von dem Einen, bald von dem Anderen, mit launigen und spöttischen Bemerkungen, oder auch wohl von heftigen Ausrufungen unterbrochen, die seine lebhaften Empfindungen ihm eingaben. Nach einiger Zeit sagte er dann: „Du willst also jetzt nach Ajaccio zurück, und was denkst Du dort zu thun?"

„Ich denke Prozesse zu führen und den großen Prozeß abzuwarten, der auch bei uns gewonnen oder verloren werden muß," antwortete Pozzo di Borgo.

„Der Prozeß, wem die Zukunft gehören soll!" rief Napoleon. „Welche Partei wirst Du nehmen?"

„Die des Rechts und der Vernunft!"

„Das ist die des Volks! — Welche Dummköpfe von Aristokraten hat man in die Nationalversammlung

geschickt! Einen Buttafuoco, den schlechtesten Kerl, der aufzutreiben war —" er fing an zu lachen, kreuzte seine Arme und blieb vor Carlo Andrea stehen; „dieser Mensch ist reich, und wir sind arm, das ist der Unterschied. Wenn man General ist, geht man mit dem Hof, wenn man Lieutenant ist, geht man mit dem Volke."

„Wir gehören ja Beide auch zum Adel Corsica's," erwiederte der junge Rechtsgelehrte, „und in dieser Zeit hält es nicht schwer, sich mit reichen Familien zu verbinden."

„Wodurch?" fragte Bonaparte rasch.

„Durch eine Heirath. Wir haben reiche Mädchen genug, die Töchter der Peraldi, der Peretti, der Ornapio und Andere."

Napoleon blickte ihn scharf an, drehte sich dann auf den Hacken um, sah zum Fenster hinaus und kehrte zurück. „Wohlan denn!" rief er in lustigem Tone, „man muß es überlegen. Mir scheint jedoch, wenn man heirathen will, um sein Glück zu machen, muß es eine einflußreiche Familie sein; keine, die in einem Winkel Corsica's auf ihre Schafheerden und Oelgärten den größten Stolz setzt. Wir wollen zu Frau von Colombier gehen; Du wirst da von ihrem Vetter, dem General Noallis, hören und von einem halben Dutzend anderer Herren und Damen, die bei Hofe erscheinen

oder in hohen Diensten und Ehren stehen. Sie ist sogar mit dem Herrn von Breteuil bekannt und hat Briefe von ihm aufzuweisen."

Er lachte laut auf, warf seinen Rock ab und fuhr in die Uniform, welche er vom Bett aufraffte. „Wir müssen so sauber erscheinen, wie es jungen Aristokraten zukommt," fuhr er dabei fort, „damit wir gnädig empfangen werden, Demarris sich meiner nicht schämt, und der Verdacht nicht weiter um sich greift, daß ich ein Bewunderer des verabscheuungswürdigen, ganz aus der Art geschlagenen Grafen Mirabeau bin. Ich werde mir daher die Stiefeln blank bürsten lassen, gleich bin ich wieder hier."

Carlo Andrea stimmte ihm bei; als Napoleon aber das Zimmer verlassen hatte, stand er auf, trat an das Schreibpult und betrachtete ein Blatt, welches der Lieutenant beschrieben und dann mit anderen Papieren bedeckt hatte. Seine Augen blitzten spöttisch darauf. „An meine theuere Beatrice," murmelte er, „Verse sogar! — Das sind also die letzten Studien für die Geschichte Corsica's, und das seine Begeisterung für das Vaterland!" Er legte das Blatt wieder hin und setzte sich gelassen auf den Stuhl, wo er geduldig wartete, bis Napoleon zurückkehrte.

II.

Frau von Colombier bewohnte ein Landhaus von einem Garten umgeben, in dessen Nähe die Rhone vorüberrauschte, und welcher die prächtigsten Blicke auf die Stadt und die Umgegend bot. Der Garten war mit Blumen reich geschmückt. Fruchtbäume der verschiedensten Art besetzten die Gänge, und Weingehege füllten die Terrassen an dem dahinter liegenden Hügel. Das Landhaus war in dem schwerfälligen Styl gebaut, der im Anfange des Jahrhunderts üblich geworden. Einige Stufen führten zu einer Vorhalle, die von geschnörkelten Säulen getragen wurde, und vor ihr befand sich ein Rasenplatz, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätscherte, von schadhaften Amoretten und Najaden aus Sandstein umgeben und von niedrigen, glattgeschorenen Taxus- und Rosenhecken eingefaßt.

Unter der Halle hatte eine Gesellschaft von Herren und Damen Platz genommen, zu beiden Seiten eines Tisches, auf welchem verschiedene Erfrischungen standen, die ein alter Diener in Livrée mit hochstehendem Kragen, über welchen ein dickgepuderter Zopf fiel, in anstandsvoller Steifheit umherreichte. Frau von Colombier hatte ein feines, vornehmes Gesicht, weiße

Hände mit langen Fingern, an denen viele Ringe steckten, scharfblickende Augen und ein angenehmes Lächeln für ihre Gäste. Sie mochte einige vierzig Jahre alt sein, aber sie überwachte ihren Anzug noch immer auf's Sorgfältigste, wohl darauf bedacht, durch ihre Erscheinung den vortheilhaften Eindruck zu vermehren, den ihre geistige Gewandtheit und ihre feinen Sitten hervorriefen. Die ältere Dame an ihrer Seite war die Frau Vicomtesse von Halincourt, Wittwe des Gouverneurs der Provinz, und der verbindliche Herr mit dem Ludwigskreuz und toupirter Perrücke der Baron Salingré, ein alter Cavalier vom Hofe Ludwig's XV., der die schönsten Tage der Madame Pompadour und ihrer Nachfolgerin, der himmlischen Du Barri, gesehen hatte.

Der Baron unterhielt die beiden Damen mit allerlei geheimen und interessanten Nachrichten, welche er aus Paris erhalten hatte, über die Lage des Königs und der Königin und über die Erwartungen der Hofpartei, daß Se. Majestät nahe daran sei, endlich die Geduld zu verlieren, und diese immer frecher werdende Nationalversammlung nächstens in ihr Nichts zurückzuschleudern. Paris war eben damals von mehr als dreißigtausend Soldaten umringt, ihr General, der Herzog von Broglie, zu Allem bereit. Der König durfte nur befehlen, seine Unentschlossenheit blieb allein

zu beklagen. Aber lange konnte diese nicht mehr dauern, denn die Königin war gewonnen, Necker hatte allen Einfluß verloren, der Schlag konnte jeden Tag erfolgen. Der Baron hatte noch immer einige bedeutende Verbindungen mit dem Herrn von Liancourt und anderen Personen von Ansehen, er wußte somit Manches und theilte es seinen Freundinnen mit zuversichtlichen und spöttischen Mienen, aber mit vertraulich gedämpfter Stimme mit. Weit lauter ging es dagegen an der anderen Seite des Tisches her, denn dort hatte sich der Lieutenant Demarris zwischen einigen jungen Damen und Herren festgesetzt, und er unterhielt diese so eben mit den Abenteuern einer Reise, welche er im Frühjahr in Begleitung seines Freundes Bonaparte nach Savoyen gemacht hatte, wobei dieser auf dem Mont-Cenis beinahe um's Leben gekommen wäre ohne seine Geistesgegenwart.

Er hatte diese Geschichte allerdings schon mehr als einmal erzählt, sie fiel ihm jedoch jetzt wieder ein, als von seinem Freunde die Rede war, der damals eben so wie heute bald nachzukommen versprochen hatte, dennoch aber ausblieb und erst in der Nacht zwischen entsetzlichen Abgründen aufgefunden wurde, als Demarris Leute aufbot, mit denen er ihn aufsuchte und in Sicherheit brachte.

„Wir wollen hoffen, Herr Demarris," sagte eine

der jungen Damen, indem sie allerliebst lachte und die schönsten Zähne zeigte, „daß der Lieutenant Bonaparte nicht etwa wiederum zwischen Abgründen sich verirrt hat, da Sie nicht bei ihm sind, um ihn zu retten.“

Die Gesellschaft stimmte ihr bei, aber Demarris machte ein bedenkliches Gesicht und erklärte, daß er nicht dafür stehen wolle, ob Bonaparte nicht heute in noch größerer Gefahr schwebe, als damals auf dem Mont-Cenis.

„Wie sollte das möglich sein?“ fragten Mehrere zugleich.

„Es ist so ein Gedanke, der mich überkommt,“ sagte der junge Officier, „aber — ein Wunder wäre es nicht, wenn meine Ahnung zuträfe.“

„Um des Himmels willen! welcher Gedanke? welche Ahnung? Wo ist der Lieutenant Bonaparte? Ist er krank? Reden Sie doch!“ schrie der ganze Kreis, und Demarris kreuzte seine Arme und lächelte geheimnißvoll. „Bonaparte ist zu Hause,“ sagte er, „wie immer bei seinen Arbeiten. Aber ich erzähle Ihnen schon, daß er Besuch von einem Landsmann erhalten hat, den ich selbst zu ihm gewiesen habe.“

„Dabei ist doch nichts Gefährliches, wenn ein Landsmann uns besucht?“ wurde er von dem schönen Fräulein unterbrochen.

„Nein, Fräulein Beatrice, man freut sich darüber, obendrein, wenn man ihn von Jugend an kennt, wie Bonaparte diesen Herrn Pozzo di Borgo.“

„Nun, so wird der Lieutenant Bonaparte sich sicherlich auch gefreut haben,“ lachte die junge Dame.

„Das bezweifle ich eben,“ erwiederte Demarris den Kopf schüttelnd. „Ja, wenn es kein Corse wäre, aber diese Corsen sind schreckliche Menschen.“

„Sieht der Fremde denn so entsetzlich aus?“ fragte Fräulein Beatrice.

„Er sieht gar nicht entsetzlich aus, sondern besitzt sogar ein ziemlich angenehmes Aeußeres, aber große schwarze Augen und Haare wie ein Neger.“

„Bitte, Herr Demarris,“ sagte das Fräulein, „steht es naturgeschichtlich fest, daß Menschen mit schwarzen Haaren und großen Augen gefährlich sind?“ Es entstand ein muthwilliges Gelächter, in welches der Lieutenant einstimmen mußte; dann aber erwiederte er hartnäckig: „Sie wissen nicht, was Bonaparte mir erzählt hat. Sie wissen nicht, daß er mit diesem Pozzo di Borgo von Jugend auf in beständigem Zank und Streit lebte, und daß dieser junge Mensch ein wilder Republikaner war, auch wahrscheinlich noch ist, der Oden auf den General Paoli dichtete und eine Compagnie republikanischer Jungen zusammenbrachte, mit

denen er gegen die Compagnie Bonaparte's kämpfte, welcher die französische Partei commandirte."

„Dann nehme ich es dem Lieutenant Bonaparte gar nicht übel, wenn er diesen unangenehmen Freund nicht gern sieht," sagte die alte Vicomtesse Halincourt beifällig nickend zu Frau von Colombier. „Diese Corsen sind ein verrätherisches und undankbares Volk, das sogar gewagt hat, sich den Befehlen Seiner Majestät zu widersetzen, als er ihnen die Gnade erzeigte, sie zu seinen Unterthanen zu machen. Ist es nicht wahr, lieber Baron Salingré?"

„Sehr wahr!" erwiederte der Baron. „Es sind Barbaren, und ich erinnere mich, wie empört der gesammte Hof darüber war, daß alle Versuche Nichts fruchteten, sie von der unsinnigen Einbildung zu heilen, daß sie das Recht besäßen, ein freies Volk zu bleiben, obwohl man ihren Anführern die gnädigsten Versprechungen machte."

„Sehen Sie wohl, Fräulein Beatrice!" rief Demarris auf der anderen Seite, „darin liegt meine Besorgniß. Diese Corsen sind fanatische Menschen, die nicht die kleinste Beleidigung vergessen. Sie suchen sich zu rächen, mögen auch viele Jahre darüber vergehen, und man hat Beispiele, daß Manche, die in ihrer Jugend sich verfeindeten, über einander herfielen, als sie als Greise sich wiedersahen. Es ist daher gar nicht

so unwahrscheinlich, daß dieser Herr Pozzo di Borgo, als er Bonaparte erblickte, in Wuth gerieth, und was ich vorher von Gefahren sagte —"

Bei seinem letzten Worte erhob sich das Gelächter so laut, daß Demarris verwirrt umhersah und alsbald auch die Ursache entdeckte. Denn an der Gartenthür erschien so eben der Lieutenant Bonaparte Arm in Arm mit dem gefährlichen Freunde und so fröhlichen Gesichts, daß ihm gewiß kein Leid widerfahren sein konnte. Einige Minuten darauf standen die beiden jungen Männer an den Stufen zur Halle, und die Munterkeit der Gesellschaft wurde nicht dadurch vermindert, daß Bonaparte befremdet den Kopf aufwarf und fragend von Einem zum Anderen blickte. Seine reizbare Gemüthsart regte sich bei diesem sonderbaren Empfang, und sein Mund zog sich spöttisch zusammen, während seine Augen blitzend umherflogen, bis sie auf Fräulein Beatrice haften blieben, die aufgestanden war und sich ihm näherte. Er machte ihr eine rasche, kurze Verbeugung. „Ich bin entzückt über einen so freudigen Empfang, Fräulein von Colombier!" sagte er dabei, aber er sah durchaus nicht entzückt aus.

„Wir freuen uns, daß Sie noch leben, Herr Bonaparte," antwortete die junge Dame mit ihrem lieblichen Lächeln.

„Daß ich noch lebe? Ich kann versichern, daß ich

durchaus keine Lust zum Sterben habe!" antwortete er milder gestimmt.

„Eine schöne Beruhigung," fuhr Beatrice fort, „nachdem wir fürchten mußten, Sie kaum wieder zu sehen!"

„Nicht wieder zu sehen!" rief Napoleon, indem seine Augen feurig glänzten. „Dann müßte ich wirklich nicht mehr leben. Aber was soll das bedeuten?"

„Dem Himmel sei Dank," lachte das Fräulein, „daß alle Gefahr vorüber ist und Sie bei uns sind. Herr Demarris —"

„Ich bin schon da," fiel Demarris ein. „Ich erzählte den Damen, daß Herr Pozzo di Borgo ein Corse sei, und, wenn zwei Corsen zusammen kämen, Niemand wissen könne, wie sie sich trennen würden, also —"

Die Fröhlichkeit begann von Neuem, aber auf den Lieutenant Bonaparte schienen diese Worte einen überraschenden Eindruck zu machen. Statt zu lachen, wie alle Anderen, preßte er seine schmalen Lippen dicht zusammen, und sein Gesicht verfinsterte sich. Dies dauerte jedoch nur eine Secunde, denn in der nächsten wandte er sich zu Frau von Colombier, die er vor sich erblickte.

„Verzeihung, Madame, daß ich mich aufhalten ließ, Ihnen meinen Freund, den Herrn Pozzo di

Borgo vorzustellen," sagte er artig lächelnd. „Wir sind Jugendcameraden, und Nichts konnte mir heut größere Freude bereiten, als ihn unerwartet wiederzusehen."

Frau von Colombier empfing den jungen Rechtsgelehrten auf's Gütigste, führte ihn zu einem Platze neben dem ihrigen, und nach dem üblichen Ceremoniell der Einführung in die Gesellschaft war er bald in der Lage, nach allen Seiten hin Fragen zu beantworten und zu beweisen, weß Geistes Kind er sei. Demarris' Scherze hatten ungünstige Vorstellungen über ihn angeregt, allein er widerlegte diese in sehr kurzer Zeit, denn seine Erscheinung und sein Benehmen machten einen ganz entgegengesetzten, vortheilhaften Eindruck. Die einnehmenden Züge seines Gesichts wurden durch deren männlichen und ruhigen Ausdruck bedeutsam unterstützt. Seine Bewegungen waren voll Anstand und seine Höflichkeit mit so viel Selbstbewußtsein verbunden, daß sie nicht demüthig erschien. Alles, was er sagte, bewies Verstand und Urtheil, und manche seiner Bemerkungen waren so fein und scharf und mit dem glänzenden Schimmer versehen, den die Franzosen besonders lieben, daß der Beifall nicht ausbleiben konnte.

Der junge Carlo Andrea bewies aber auch, daß er die Kunst verstand, Jedem in seiner Weise zu gefallen

und schnell dahinter zu kommen, wie dies am besten geschehen konnte. Er sagte Frau von Colombier die schönsten Artigkeiten über Alles, was sie betraf, und pries seinen Freund Napoleon glücklich, oft in ihrer Nähe verweilen zu dürfen. Die alte Vicomtesse versöhnte er mit der Nachricht, daß die Familie Pozzo di Borgo zu den ältesten Adelsgeschlechtern Corsica's gehöre, worüber Urkunden aus dem zwölften Jahrhundert vorhanden seien, und er befestigte ihr Vertrauen durch seine Mittheilung über einen Auflauf, welcher am Tage vorher in Grenoble stattgefunden, als er durch diese Stadt reiste, wo, wie er äußerte, die Obrigkeit ihr Ansehen besser hätte behaupten sollen, um das übermüthige Gesindel mit Strenge im Zaum zu halten. Den Baron endlich erfreute er mit einigen verbindlich beistimmenden Worten, daß der Glanz des alten ritterlichen Frankreich verloren gegangen sei in diesen Zeiten des rechnungssüchtigen Krämergeistes, und als er endlich mit einer untadelhaften Verbeugung aufstand, um sich zu dem jüngeren Theile der Gesellschaft zu begeben, welcher übereingekommen war, ein Spiel im Garten zu beginnen, ließ er in jenen angesehenen Personen wohlgeneigte Beurtheiler zurück.

Es vergingen nun mehrere sehr angenehme Stunden, die mit allen Vergnüglichkeiten ausgefüllt wurden, welche ein solches Beisammensein im fröhlichen Kreise

jungen Leuten darbot, die sich gegenseitig zu gefallen und zu unterhalten strebten. Man spielte und ging spazieren, gab Räthsel auf und löste Pfänder ein, bis der Abend kam und nun in dem Saale ein Abendessen bereit stand, das die Munterkeit weiter beleben half. Die Damen und Herren saßen in bunter Reihe, Jeder hatte seine Wahl getroffen, und der Lieutenant Bonaparte, der seinen Platz bei dem schönen Fräulein von Colombier genommen, war so gesprächig und galant, wie man ihn noch niemals gesehen hatte. Die zurückhaltende, kalte Höflichkeit, welche ihm gewöhnlich eigen, wurde heut durch eine Theilnahme verdrängt, die nicht unbeachtet bleiben konnte. Es war etwas Neues, ihn so heiter gelaunt und artig zu sehen mitten unter den jungen Damen, mit denen er scherzte und sich liebenswürdig zu machen suchte. Schon seit einiger Zeit hatten beobachtende Blicke bemerkt, daß er sich Fräulein von Colombier zu nähern suchte und ihr Aufmerksamkeiten erwies, deren sich keine Andere rühmen konnte; allein Viele thaten dies noch weit mehr, und vor Allen der galante Demarris, während Bonaparte meist die Gesellschaft älterer Personen und ernste Gespräche vorzog. Heute jedoch hatte er von Anfang an sich nur mit der Jugend eingelassen, und Fräulein Beatrice wurde von ihm ersichtlich begünstigt. Er suchte sie bei den Spielen, wählte sie, wenn er unter

den Damen zu wählen hatte, bot ihr seinen Arm, als man spazieren ging, und führte sie zu Tische, allen anderen Bewerbern, auch dem armen Demarris, der sich vergebens darum bemüht hatte, den Rang ablaufend.

Man war erstaunt, den schweigsamen, sonst so ungeselligen Helden Bonaparte so liebenswürdig beweglich zu sehen, und er verdunkelte mit diesen bisher nicht an ihm entdeckten Eigenschaften selbst seinen Freund Andrea, dem sonst der ungetheilte Beifall zugekommen sein würde. In der That hatte Pozzo di Borgo bei diesen jungen Genossen fast noch mehr Anerkennung gefunden, als bei der ehrbaren Seite der Gesellschaft, denn seine feinen und gefälligen Sitten, seine Artigkeit und seine lebhafte Theilnahme an den vorgeschlagenen Vergnügungen fanden dankbare Anerkennung. Er bewies sich so anregend und gewandt, dabei so voll guter Laune und guter Einfälle, daß er schnell ein Uebergewicht geltend machte und für die gemeinsame Lust den treibenden Mittelpunkt zu bilden begann. Neben ihn stellte sich jedoch Bonaparte und machte ihm diesen Vorzug streitig, indem er mit ihm wetteiferte. Es konnte beinahe scheinen, als sei er eifersüchtig auf das Wohlgefallen geworden, das Pozzo di Borgo so schnell zu Theil wurde, und als habe Demarris doch einiges Recht mit seinen Behauptungen, daß

diese beiden jungen Männer nie und nirgend beisammen sein könnten, ohne sich sogleich gegen einander zu versuchen. Auch Carlo Andrea hatte einige Male versucht, Bonaparte bei dem Fräulein von Colombier zuvorzukommen, allein es war ihm nicht besser ergangen, als dem Lieutenant Demarris. Napoleon wurde entschieden vorgezogen und schien sich daran sehr zu ergötzen. Er warf spöttische Blicke auf seinen Freund, der diese mit seinem feinen Lächeln erwiederte, ohne den geringsten Mißmuth zu zeigen. Der junge Advokat hatte dafür die Ehre, daß Frau von Colombier ihn zu ihrem Nachbar machte, und konnte an den Unterhaltungen Theil nehmen, welche am oberen Ende des Tisches geführt wurden. Es war natürlich, daß von den Dingen die Rede war, welche in Frankreich alle Köpfe in Bewegung setzten, und daß er zunächst über die Meinungen befragt wurde, welche in Corsica sich geltend machten.

Er beantwortete diese verfängliche Frage mit vieler Bescheidenheit. „Madame,“ sagte er, „man theilt in Corsica die Hoffnungen, welche man in Frankreich von der Nationalversammlung hegt, daß das Glück der Nation daraus hervorgehen möge; aber man ist weit davon entfernt, dies Glück aus dem Umsturz des Bestehenden zu erwarten.“

„Nun, dahin wird es auch glücklicher Weise nicht

kommen," lächelte der Baron Salingré. „Man wird die Menschen, welche dies Entsetzliche herbeiführen möchten, schon zur rechten Zeit entfernen und beseitigen."

„Das wäre sehr zu wünschen," sagte Pozzo di Borgo.

„Verlassen Sie sich darauf," fuhr der Baron vertraulich fort. „Man wird nächstens mit diesem heillosen Genfer Bankier, diesem Herrn Necker, den Anfang machen und dann die übrige Gesellschaft hinterher schicken."

„Wenn es noch angeht, kann man gewiß nichts Besseres thun," erwiederte Carlo Andrea, „aber ich fürchte —"

„Was fürchten Sie?"

„Daß es dazu zu spät ist."

„Meinen Sie? Warum soll es zu spät sein?"

„Weil die revolutionairen Ideen sich schon zu weit verbreitet haben."

„Revolutionaire Ideen!" lächelte der Baron. „Glauben Sie denn an solche Hirngespinste?"

„Leider glaube ich daran," sagte Pozzo di Borgo, „obwohl ich es besser nicht thun möchte."

„Das sind Einbildungen des Pöbels," fiel die alte Vicomtesse ein, indem sie einen mißbilligenden Blick auf den jungen Mann warf. „Kein Edelmann wird diese gelten lassen."

„Sehr wahr," antwortete Andrea noch bescheidener, „aber unglücklicher Weise giebt es nicht wenige Edelleute, welche dies ganz vergessen haben."

„Für diese, mein Bester," lächelte der Baron, „haben wir eine Bastille, in welcher, wie ich hoffe, bald der Herr Marquis Mirabeau und manche Andere gut aufgehoben sein werden. Nein, es wird nicht gelingen, dafür sorgen wir, der Adel und die Armee, unsere tapferen Officiere."

„Gewiß der allerbeste Schutz, allein —"

„Was haben Sie noch für Zweifel?"

„Ich habe gehört, daß selbst den Soldaten nicht mehr zu trauen ist, und manche Officiere —"

„Das sind Verleumdungen!" rief der Baron. „Ah! wir haben ja auch hier in unserem Kreise Officiere. Da ist Herr Bonaparte, der soll uns sogleich seine Meinung sagen."

Der Lieutenant Bonaparte war in lebhafter Unterhaltung mit seiner schönen Nachbarin, als er von dem Baron unterbrochen wurde, aber er antwortete sogleich: „Der Officier hat Nichts zu thun, als die Befehle seiner Vorgesetzten zu erfüllen."

„Sehr gut! sehr gut!" rief der Baron, und die Vicomtesse nickte beifällig. „Diese Befehle werden wahrhaftig nicht ausbleiben, und unsere tapferen Officiere werden diese unnützen Menschen

schon zur Ordnung bringen. Nicht wahr, Herr Bonaparte?"

„Sicherlich, Herr Baron. Wir haben die besten Mittel dafür."

„Was meinen Sie?"

„Pulver und Blei!"

„Vortrefflich! ganz vortrefflich!" lachte der Baron. „Ihre Gesundheit, mein lieber Herr Bonaparte, Ihre Gesundheit!"

Der Beifall war so allgemein, daß alle Gläser in Bewegung kamen. Der Lieutenant Bonaparte hatte für einen ziemlich wohlfeilen Triumph zu danken; aber seine Lippen zuckten spöttisch dabei, und seine schwarzen Augen funkelten nach allen Seiten umher. Er bemerkte sehr wohl, daß sein Freund Andrea ihn lächelnd betrachtete, und wandte sich von ihm ab, wo Fräulein Beatrice ihn mit holdseligen Blicken empfing.

„Das ist ein ausgezeichneter junger Mann," sagte die Vicomtesse, „von wahrhaft wohlthuender Gesinnung."

„Und ein ebenso ausgezeichneter Officier," fügte Frau von Colombier hinzu. „Der Lieutenant Demarris versichert, daß der Oberst des Regiments dies öffentlich ausgesprochen hat."

„Dann verdient er um so mehr, daß man ihn empfiehlt, wo es von Nutzen ist," erwiederte der Baron.

„Ich will mit Vergnügen an den Prinzen von Lambec darüber schreiben, aber — ist er auch von gutem Adel?"

Er wandte sich mit dieser Frage leiser an Frau von Colombier, die ihrerseits zu ihrem Nachbar mit vieler Freundlichkeit begann: „Sie werden dies am besten beantworten können, Herr Pozzo di Borgo; ich bin jedoch gewiß, daß Herr Bonaparte von gutem Adel ist."

„So ist es in Wahrheit," sagte Andrea. „Die Bonaparte sind eine alte und gute Familie. Der Adel ist allerdings in Corsica derartig allgemein, daß ganze Dörfer und Ortschaften adlig zu sein behaupten konnten. Es erschien daher, als die Insel an Frankreich kam, ein Befehl des Königs, daß künftig nur vierhundert Familien fernerhin den Adel behalten und die Vorrechte desselben genießen sollten. Unter diesen befand sich auch die Familie Bonaparte."

„Das ist eine anerkennende Auszeichnung," sagte der Baron, „auf welche man sich verlassen kann. Mit wahrer Freude will ich diesen trefflichen jungen Officier empfehlen und bin überzeugt, daß dies ihm gute Dienste leisten soll."

Nach dieser Episode ging das Mahl in freudiger Geselligkeit weiter, und als es sein Ende erreicht hatte, wurde noch in der Halle getanzt, bis endlich spät die Freunde sich empfahlen nnd nach der Stadt zurückkehr-

ten. Frau von Colombier war ungemein gütig, sowohl gegen Napoleon wie gegen den Fremden, und schärfte Jenem ein, den Freund nicht abreisen zu lassen, sondern ihn am nächsten Tage wieder mit in das Landhaus zu bringen.

„Wie dankbar ich auch für so große Huld bin," erwiederte Carlo Andrea, „so werde ich doch morgen abreisen müssen, da die Post am Abend nach Lyon geht."

Die Dame schüttelte jedoch lächelnd den Kopf. „Wir wollen Nichts davon hören," sagte sie, „und gewiß wird auch Herr Bonaparte es nicht leiden, daß Sie ihn so bald verlassen. Daher nehmen wir keinen Abschied sondern müssen Sie morgen bei einem kleinen Feste sehen, bei welchem es, wie ich hoffe, noch fröhlicher hergehen soll, als es heute der Fall war."

Damit verabschiedete sie ihre Gäste, und Bonaparte führte seinen Freund rasch davon, ohne auf Desmarris zu warten, dessen Stimme sie bald hinter sich hörten, ohne ihm zu antworten. Bonaparte bog in einen Nebenweg und hielt sich mit Carlo Andrea dort verborgen, bis die Anderen vorüber waren.

„Ich will mit Dir allein sein," sagte er, „denn ich habe Dir noch mancherlei zu sagen und Dich zu fragen. Wie hat Dir diese Gesellschaft gefallen?"

„Ich glaube, daß sich nur günstig darüber urthei=

len läßt," erwiederte Pozzo di Borgo, „obwohl, wo viel Licht ist, auch die Schatten nicht fehlen können."

„O!" rief Napoleon mit seinem scharfen Lachen, „die alte Vicomtesse und dieser bepuderte Baron mit dem Riechfläschchen werfen einige schwarze Linien auf Dein Bild, aber was haben wir damit zu schaffen? Diese Welt wird untergehen, ohne daß wir daran rühren; sie ist schon im Untergange begriffen, und diese Reste sind wie Mumien in einem Museum, bei deren Anblick man sich vorzustellen sucht, wie es zu Ramses des Großen Zeiten einst in Aegypten ausgesehen hat."

„Nun," versetzte Andrea ebenfalls lachend, „diese sprechenden Mumien sind jedenfalls nicht geneigt, von dieser Welt zu scheiden, und haben die besten Absichten, Dich den Geheimkämmerern Ramses des Großen bestens zu empfehlen."

Mit einer ungestümen Bewegung rief Napoleon: „Warum nicht? wenn das so geschehen soll. Mögen sie mich empfehlen, ich werde nicht Nein sagen. Bei großen Ereignissen muß man nicht in dem Winkel sitzen, man muß zusehen, wie man auf das Theater kommt und mitspielt."

„Du möchtest eine Rolle in dem Stücke übernehmen?"

„Die größte, die zu haben ist, wär's auch eine Kaiserrolle!" rief Bonaparte.

„Ja, dafür ist Corsica zu klein," lachte Carlo Andrea. „Selbst die Könige sind bei uns schlechte Schauspieler geblieben, unser kleines, armes Volk kann keine größeren Helden brauchen, als die Sampiero, Gastoni oder Paoli, die es frei und gesittet machen wollten."

„Und was haben sie vollbracht?" erwiederte Napoleon. „Sie sind ermordet oder verjagt worden, und die Barbarei ist geblieben, wie sie war. Hätten sie Corsica groß machen können, mächtig, die Welt bewegend — aber es blieb der abgelegene, vergessene Winkel, und das Volk — was ist aus dem Volke geworden? Wo ist seine Gleichheit, wo ist seine Freiheit? Die armseligen Ziegenhirten und halbnackten Fischer haben Nichts dabei gewonnen, sie sind so wild und roh, wie sie gewesen. Nein, Carlo, nein! ich will nicht nach Ajaccio zurück. Ich kann Urlaub haben in jedem Augenblick, er liegt für mich bereit, aber ich will in Frankreich bleiben, denn hier giebt es Ereignisse, Thaten, Raum und Menschen für die Weltgeschichte!"

„Ich kann Dir nicht Unrecht geben," erwiederte Pozzo di Borgo.

„Du giebst mir also Recht!" versetzte der lebhafte Officier mit seiner spöttischen Schärfe. „Wir werden in Corsica nicht wieder um unser Ansehen streiten. Ich

überlasse es Dir, dort der Erste zu sein. Damit bist Du zufrieden."

„Vollkommen zufrieden, und wünsche Dir dafür, daß Du in Frankreich der Erste sein magst."

Bonaparte schüttelte ihm lachend die Hand. „Gut," sagte er, „wir wollen diesen Vertrag abschließen, und Jeder von uns mag sich Mühe geben. Doch im Ernst gesprochen, Carlo, was sagst Du dazu —" er hielt plötzlich inne und fragte dann schnell: „Was sprach Frau von Colombier mit Dir?"

„Sie fragte nach Deiner Familie und ob Du von gutem alten Adel seist."

„Mein Adel! mein Adel!" rief Bonaparte, und er schlug mit der Hand an seinen Degen und fuhr dabei fort: „Damit hoffe ich meinen Adel ihnen Allen am besten zu beweisen."

„Ich habe sie und den Herrn Baron vollständig darüber beruhigt," fiel der Freund ein.

„Du? Was sagtest Du ihnen?"

„Daß Deine Familie zu den besten und zu den Vierhundert gehörte."

„Die Marbeuf adlig machte!" lachte der Lieutenant. „Alle diese Narrheit wird ein Ende nehmen. Alle Familien in der Welt sind von gleichem Alter, wie könnten sie sonst am Leben sein? und Alle haben

gleiches Recht, Alle sind Wesen einer Art, Alle sind Menschen!"

„Doch sehr verschieden begabte," sagte Pozzo di Borgo. „Ich rathe Dir doch, mein lieber Napoleon, dies nicht zu vergessen, wenn Du Dich dem Herrn Herzog von Liancourt und dem Prinzen Lambec empfehlen lassen willst."

„Oho!" rief Bonaparte, „alle diese Schranzen werden vor der Sonne der Vernunft zerschmelzen, diese große neue Zeit wird bessere Männer an ihren Platz stellen. Der Adel wird eine wahre Vereinigung der Edelsten sein; Jeder muß darnach streben, zu Denen zu gehören, die zu dieser Erhebung des Menschengeschlechtes beitragen können."

„Das ist jedenfalls eine edle und hohe Aufgabe."

„Man darf den Einfluß der Mächtigen dabei gewiß nicht verachten," fuhr Napoleon fort, „sondern muß günstige Verhältnisse benutzen, muß auf den Rücken Derer steigen, die ihn dazu anbieten. Ist man oben, dann erst vermag man Großes und Gutes zu thun."

„Vollkommen richtig gedacht," antwortete Pozzo di Borgo.

„Sagst Du es?" rief Bonaparte. „Findest Du, daß ich Recht habe?"

„Wenn Du richtig speculirst, kann es so kommen."

„Speculirst! speculirst! Was verstehst Du darunter?“

„Nun,“ erwiederte Carlo Andrea, sich vertraulich zu ihm beugend, „ich glaube, daß ich mich damit nicht irre, lieber Napoleon, sondern Dich richtig verstehe. Du hast mir heut schon gesagt, daß, wenn man sein Glück machen will, man mit einer einflußreichen Familie sich verbinden muß, und ohne Zweifel bist Du auf dem besten Wege dazu.“

„Meinst Du das? Meinst Du es aufrichtig?“

„Daran zweifle nicht. Der Schwiegersohn der Frau von Colombier hat gewiß die besten Empfehlungen zu erwarten. Und dies ist ein artiges Fräulein, ein allerliebstes Gesicht, schmachtende blaue Augen, ein süßes, hingebendes Lächeln. Die Speculation hat somit überall angenehme Aussichten.“

„Halt ein!“ rief Bonaparte und preßte seinen Arm. „Es ist keine Speculation, Carlo, denn ich liebe Beatrice!“

„Du liebst sie? Ja, das ist etwas Anderes,“ antwortete Pozzo di Borgo.

„Ich liebe sie!“ fuhr Napoleon mit Heftigkeit fort, „und auch sie — sie würde mich Allen vorziehen — zieht mich vor!“

„Dann habe ich Nichts mehr zu sagen,“ versetzte

der Freund. „Es ließen sich Bedenken erheben, doch Deine Liebe rechtfertigt Dich. Ich begreife nun vollkommen Deine Wünsche und warum Du nicht nach Corsica willst. Dein Herz befiehlt Dir hier zu bleiben, und Dein Ehrgeiz verlangt nach Auszeichnung, um einer Braut aus solcher Familie würdig zu sein. Es ist wahr, die Zeit ist in wilder Gährung; wer weiß, wohin diese Stürme noch treiben, wer weiß, ob es gelingt, den Strom in seinem Bette zu halten, und wer weiß, wen er verschlingt. Aber Du wählst, wie Du wählen mußt, weil Du liebst, und ich zweifle nicht daran, daß Du bald nach Paris gerufen sein wirst, denn man braucht dort Officiere, auf welche sich der Hof verlassen kann. Du wirst schnell ein Capitainspatent in der Tasche haben, wohl gar Oberst werden, je nachdem, und dann wird Frau von Colombier freudig ihren Segen geben, und ihre Verwandten werden Dich mit Vergnügen umarmen."

„Gute Nacht!" rief Napoleon, indem er ihn losließ. „Dort ist das rothe Haus; gute Nacht!"

„Laß uns noch beisammen bleiben."

„Nein! morgen mehr. Es ist genug für heute."

Ohne sich aufzuhalten, ging er weiter. Pozzo di Borgo wandte sich dem Gasthause zu, und als er einige Schritte gethan hatte, lachte er leise vor sich hin.

III.

Der Lieutenant Bonaparte ging nicht in das hohe, finstere Haus, in welchem er wohnte, sondern an dessen Thür vorüber und Straßen und Gassen hinab und hinauf, bis er endlich wieder an den Strom und zwischen die Felder und Gärten gelangte, wo er ruhelos weiter irrte. Er war in großer Aufregung, sein Blut glühte in allen Adern, tausend verschiedene Vorstellungen kreuzten durch seinen Kopf. Dieser tückische Carlo Andrea hatte ihn mit Nadeln zerstochen. Er hatte ihm unter scheinbarer Theilnahme und Beistimmung die schmählichsten Dinge gesagt: daß er mit Hilfe eines Mädchens, mit einer Speculation auf ihre Hand sich der Hofpartei empfehlen lassen wollte; daß er den Adel der Bonaparte's bezeugt habe, obwohl alle Corsen wußten, wie es mit diesem Adel stand, und welchem Einfluß die Bevorzugung zu der Zahl der Vierhundert zu danken war. Und dieser Hohn verschärfte sich durch die Art, wie Pozzo di Borgo von dem Capitains-patent und Oberstenrang gesprochen hatte, die den Segen der Schwiegermutter und die Umarmungen der Verwandten bewirken sollten; endlich aber wirkten die falschen Zweifel und Einreden, mit welchen Carlo Andrea die Erklärung aufgenommen, daß keine Speculation, sondern wahre Liebe die Triebfeder zu Napo-

leon's Plänen und Wünschen sei, und was er weiter daraus folgerte, wie Stacheln, deren Stiche er nicht länger zu ertragen vermochte, und die ihn fortgetrieben hatten.

Und nun er in Nacht und Dornenhecken umherlief, brannte ihm der Kopf noch mehr davon. Was der kaltblütige, so sanft und freundlich sprechende und doch so hinterlistige Mensch gesagt, ließ sich mit aller Gewalt nicht Lüge nennen. Er hatte mit seinen schwarzen, stillen Augen bis auf den Grund gesehen und mit unbarmherziger Sicherheit jede sophistische Täuschung abgeschlagen und vergolten. Dürstete Napoleon nicht nach Thaten, nach Ruhm, nach Auszeichnung? War sein Kopf nicht voll heißer Träume, seine Gedanken in ewiger Arbeit, sein Gehirn voll ehrgeiziger Pläne, voll fieberheißer Vorstellungen? Und was er heute gedacht, verwarf er morgen; wonach er jetzt gestrebt, zerriß er in der nächsten Stunde. Mächtigen Männern empfohlen zu werden, rasch aufzusteigen zu den Höhen des Lebens, mit kühner Hand in die Geschicke seines mächtigen Volkes zu greifen — welch' bezauberndes Bild! Aber wer waren diese Protectoren? Die Herren, die Feinde des Volks! Sie, die aller Haß traf, sie, die zu einer Kaste von Bevorrechteten gehörten, die vernichtet werden mußten, wenn die neue Zeit, die Zeit der Gleichheit, der Gerechtigkeit anbrechen sollte. Und

Carlo Andrea hatte ihm diese Protection hohnvoll vorgehalten, den Abfall von seinem Vaterlande, Abfall von den Lehren der Freiheit und Wahrheit. Ein Speculant, der sich den Feinden des Volks verkauft, ein Speculant, der ein Weib betrügt, um mit deren Hilfe in die Zahl der Bedrücker aufgenommen zu werden!

„Nein, nein!“ rief er mit Heftigkeit, „es ist Lüge! Was ich will, ist gerecht! ich verkaufe mich nicht, verrathe mich nicht! Ich will einen Platz einnehmen, wo ich den tugendhaften Männern beistehen kann, die für Recht und Wahrheit kämpfen; ich will die Fahne des Volkes tragen, ich will sein Arm und sein Schwert sein! Das ist mein Ziel, ihm soll mein Leben geweiht bleiben. Speculant!“ fuhr er fort, „ich verachte diesen nichtswürdigen Namen. Ich liebe Beatrice, ich liebe sie! Ich will es beweisen, will es diesem elenden Spötter beweisen. Ist sie nicht schön und liebenswürdig, edel und gut? Und mir gehört ihr Herz allein. Ja, Beatrice, ich liebe Dich! ich liebe Dich! vor aller Welt will ich es bekennen!“

Er hatte einen hohen, kahlen Hügel erstiegen und am jähen Rande desselben sich auf einen Stein gesetzt. Von unten brauste der Strom dumpf herauf, oben am Himmel kündete ein mattes Leuchten im Osten den nahenden Tag an. So saß er mit glühendem Gesicht lange Zeit, den Rücken an einen wilden Oleander

gelehnt, den Hut neben sich am Boden, mit starren Blicken in die dunkle Tiefe schauend. Und wie mit Rabenflügeln rauschte es um seinen Kopf, und vor seinen Augen spannen sich finstere Fäden und Netze, die über sein Gesicht fielen. Es war ein Zustand halb Traum, halb Wachen, er vermochte sich nicht zu rühren, aber an seinem Ohr hörte er die tiefe Stimme Pozzo di Borgo's, welche laut und langsam sprach: „Geh' hin, Du Thor, geh' und vollführe Deine kindischen Pläne, mich erfreuen sie. Verachte Dein Vaterland, verrathe Dein Volk, wirf Dich in die Arme seiner Tyrannen, Du gehörst zu ihnen und wirst mit ihnen verderben. Deine eitle Blindheit sieht nicht, wie das Verderben ihnen naht, sieht nicht, wie der tarpejische Felsen schon vor ihnen steht, von dem sie Alle hinabgestürzt werden, ihrem Könige nach, der zuerst hinunter muß. Siehst Du nicht, daß dies eine Revolution ist, die sie Alle verschlingt? Siehst Du nicht, daß keiner dieser stolzen Uebermüthigen verschont bleibt? — Laß Dich ihnen nur empfehlen, hoffe nur auf ihre Gunst und Gnade; Du wirst in Spott und Schande mit ihnen enden, verflucht, verdammt von allen besseren Menschen, ein Verräther, ein Elender, der die Freiheit verkauft und verrathen hat!"

„Nein, nein!" stöhnte Bonaparte, „ich bin ein Sohn des Volks."

„Du ein Sohn des Volks? Du ein Held der Menschheit?“ rief die Stimme hohnvoll, „Du könntest ihre Geißel werden. Wo sind die Hoffnungen, welche Paoli auf Dich setzte? Er, der edle, tugendhafte Greis, der sich täuschen ließ von Deinen Lügen? Wo sind Deine Grundsätze, die Du heucheltest, und die Du mit Füßen trittst? Wo ist Dein Muth, mit dem Du vorgabst der Freiheit und der Tugend Dein Leben zu weihen und für Wahrheit und Recht zu kämpfen bis zum Tode?“

„Ich will! ich will!“ murmelte Bonaparte sich qualvoll windend.

„Du willst nicht!“ sprach die Stimme an seinem Ohre, „es ist Alles falsch an Dir, Alles erlogen, Nichts wahr und gewiß, als Dein unersättlicher Ehrgeiz. Du bist ein Corse, ein echter Corse mit allen seinen schlimmen Eigenschaften und seinen Lastern, ohne seine Tugenden zu besitzen. Treue kennst Du nicht, Freundschaft hat keinen Werth für Dich, nur Deine Vortheile berechnest Du, und Deine Liebe verkaufst Du. Lüge nicht, Du weißt, daß es so ist. Lüge nicht, Du betrügst sie Alle, nur mich nicht und Dich selbst nicht. Lüge nicht, Du liebst Beatrice nicht, Du liebst keinen Menschen auf Erden und magst keinen lieben; das wird Dein Loos sein und Verlassenheit Dein Ende!“

„Fort von mir!“ schrie Bonaparte mit wüthender

Geberde, und in gewaltiger Anstrengung richtete er sich empor, da war das gespenstische Traumbild verschwunden. Er blickte verstört umher, seine Lippen zuckten und zitterten, seine Hände ballten sich krampfhaft, er bedeckte das bleiche, blutlose Gesicht. Oede und einsam war es überall, aber vom Himmel strömte ein rosiges Leuchten aus, und vor ihm sank es nieder auf das Thal und auf den Garten am Strome und auf das Landhaus mit dem hohen Dache, das unter den Bäumen hervorschaute. Und wie er darauf hinabsah, schien das Laub sich heller zu röthen, und die Blumen nickten zu ihm herauf, und der Wind kam geflogen und flüsterte ihm Etwas zu, daß er plötzlich aufsprang und beide Arme ausstreckte. „Zu Dir, meine Beatrice!" rief er, „errette Du mich vor diesem Spuk! Ein Höllenwerk ist es," schrie er auf, und seine rollenden Augen blickten in den feurigen Punkt am Himmel; er legte die geballte Hand auf sein Herz. „Ich liebe sie, ja, ich liebe sie! Ich will zu ihr, will es mit tausend Eiden schwören. Es soll kein Mensch, kein Gott daran zweifeln!"

Er raffte seinen Hut auf und ging mit vorsichtigen Schritten an der Hügelwand hinab, wo ein schmaler Pfad über das Gestein führte, und bald stand er an der kleinen Pforte, wo die weinbelaubten Terrassen sich an den Berg lehnten. Einen Augenblick blieb er dort

stehen und schien in Gedanken versunken. Jetzt war es, als wollte er sich entfernen, ein widerwilliges Empfinden drückte sich in seinen Mienen aus; doch in der nächsten Minute verschwand dies. Rasch und lächelnd öffnete er die Thür und trat hinein. Die Rebengehege verbargen ihn, leise ging er darunter fort, die Stufen hinab und schaute in die stillen, noch halb in Morgenduft gehüllten Gänge. Es regte sich kein Blatt. In der Ferne murmelte die Fontaine, durch die Blumen ging ein Flüstern, in den Baumkronen schaukelte sich das Licht, und in der höchsten begann ein Vogel zu singen.

Wo die Reben endeten, befand sich eine Laube, und vor ihr zu beiden Seiten standen zwei Kirschbäume mit tiefhängenden Zweigen, dicht bedeckt von dunkelrothen, süßen Früchten. Auf der Bank unter dem einen dieser Bäume setzte sich Bonaparte nieder, und seine Augen hefteten sich auf das Landhaus, auf ein Fenster im oberen Geschoß, das zwischen den hohen Lorbeerrosen, die daran hinaufreichten, sichtbar wurde. Als er darauf hinsah und seine Blicke nur brennender wurden, hörte er hinter sich in der Laube ein Rauschen und leises Lachen, und als er aufsprang mit ahnungsvollem Lauschen, fand er Beatrice Colombier halb versteckt unter dem grünen, reichen Geblätter, halb vorgebeugt ihn erwartend.

Die Hände nach ihr ausgestreckt, regte er sich doch nicht und näherte sich nicht. Er betrachtete sie einige Augenblicke, wie von seiner Ueberraschung gefesselt; in lieblicher Verwirrung ließ sie es geschehen. In dem weißen, leichten Morgengewande sah sie wunderbar schön aus. Braune Locken fielen frei in ihren Nacken, ein süßes Liebeslächeln schwebte auf ihren Lippen, dabei blickten ihre Augen schüchtern und fast furchtsam in seine unbeweglichen Mienen.

Mit einem Male aber verschwand diese Starrheit und verschmolz in einem auflodernden Feuer. „Meine liebe, meine angebetete Beatrice!" rief er, während er die weißen, kleinen Hände mit Küssen bedeckte. „Wie vielen Dank, wie viele Freude empfinde ich in diesem Augenblick! Ich wähnte mich allein mit meiner Sehnsucht, vergessen von der, mit der mein ganzes Denken sich beschäftigt; der Gedanke erstickte mich, nun bin ich herrlich davon erlöst!"

„O," sagte Beatrice, indem sie sich an ihn schmiegte und schmeichelnd schmollte, „hatte mein Freund so wenig Vertrauen? Versprach ich nicht gestern, beim ersten Morgenscheine hier zu sein? und noch ehe dieser kam, da es noch ganz finster war, befand ich mich schon in der Laube und wartete und ängstigte mich."

„Warum, theure Beatrice, warum?"

„Weil — weil — ich weiß es nicht, es war Thorheit. Ich konnte nicht schlafen, mein Herz ließ mich nicht schlafen. Ein böser Geist flüsterte mir zu: Es ist vergebens. Da schlagen die Glocken schon 4 Uhr. Du kannst das Kreuz der Kapelle an der Brücke sehen. Es ist zu spät."

„So läuteten böse Geister auch mir ihre Glocken!" rief Bonaparte fröhlich. „Doch wir jagen sie in die Flucht. Ich bin hier, um allen falschen Stimmen zu trotzen, hier bei meiner geliebten Freundin, und diese fürchtet sich nicht mehr."

Er blickte sie an, sie schüttelte lächelnd den Kopf, und als er sie inniger umfaßte, ließ sie es geschehen und sträubte sich nicht.

„Beatrice vertraut mir?" fuhr er fort.

Sie nickte ihm zu. —

„Sie glaubt an mich?"

„Alles! Alles!"

„Daß ich Dich liebe, daß ich Dich anbete?" rief er mit steigender Leidenschaft so laut, daß es schallte.

Beatrice blickte scheu umher, kein Lauscher war zu entdecken. Seine zärtlichen Schwüre fanden keinen Widerstand mehr, sie legte ihre Hand auf ihn, und ihre leuchtenden blauen Augen sagten ihm noch mehr, als ihre Worte.

„Liebst Du mich denn auch ganz allein, so wahr

und treu, wie ich Dich liebe," flüsterte sie, „mein theurer, mein einzig geliebter Freund?"

„Zweifle nicht daran, zweifle nicht!" rief er, und seine schwarzen Augen funkelten brennend. Er beugte sich von ihr zurück und schaute sie an. „Ob ich Dich liebe? Frage nicht, meine edle, meine schöne Beatrice. Ich liebe die Ehre, ich liebe den Ruhm, Nichts kann mich von ihnen trennen; doch mein Herz gehört Dir allein, keine Andere soll es jemals mit Dir theilen!"

„Und willst Du in Glück und Noth mich lieben, willst Du mir treu bleiben bis in den Tod?" fragte Beatrice ihn festhaltend.

„Treu will ich Dir sein, treu mein Herz, treu meine Liebe. Wie ich meinem Vaterlande, meinem Volke treu bin bis in den Tod, so Dir bis an meine letzte Stunde."

„So will ich glücklich sein!" rief Beatrice, „und meine Mutter wird uns segnen. Sie wird nicht länger zweifeln, sie wird Dir vertrauen, wie ich es thue."

„Deine Mutter?" fragte er, und seine Mienen wurden ernsthaft, die Begeisterung verschwand aus seiner Stimme. „Hat Deine Mutter mit Dir gesprochen?"

„Ja," sagte Beatrice, „gestern Abend, als Du gegangen warst und wir allein zurückblieben. Sei

unbesorgt, meine Mutter ist gütig, sie ist Dir gewogen, mein geliebter Freund."

„Sie weiß es also," sprach er halb vor sich hin.

„Sie hielt mich in ihren Armen fest, küßte mich und sah mir in die Augen. Du siehst so geheimnißvoll aus, mein liebes Kind, sagte sie dabei. Warte doch und werde nicht roth, laß uns noch ein wenig plaudern. Setze Dich her zu mir. Wie hat Dir der junge Pozzo di Borgo gefallen, der so unerwartet uns mit seinem Besuche erfreute? — Er hat mir sehr gut gefallen, liebe Mama, denn er ist sehr höflich und weiß zu unterhalten. — Gefällt er Dir besser als der Lieutenant Demarris? — Er gefällt mir viel besser, denn er hat viel mehr Geist und Anstand, Mama. Aber ich glaube, es ist ein versteckter Charakter, dem man nicht allzu viel trauen darf."

Bonaparte schien sich über diese Urtheile zu freuen. Er nickte beifällig dazu.

„Ja, diesen Corsen darf man überhaupt nicht zu viel trauen, fuhr meine Mutter fort, sie sind Alle versteckt und schlau. Meinst Du nicht, mein liebes Kind? — O nein, Mama, Alle gewiß nicht! rief ich so schnell, daß meine Mutter laut lachte und ich ganz roth wurde. — Nicht Alle? fragte sie, also machst Du Ausnahmen. Ah! ich merke, Du nimmst den Lieutenant

Bonaparte aus. Nicht wahr? — Ja, Mama, erwiederte ich. — Was sollte ich sagen, mein lieber Freund?"

„Das war tapfer und richtig gehandelt," fiel Bonaparte ein. „Es war die Sprache Deines Herzens, theure Beatrice, ich danke Dir dafür mit tausend Küssen." Und er schloß sie in seine Arme und küßte sie, bis sie wieder zu erzählen fortfuhr.

„Also, sagte meine Mama, der Lieutenant Bonaparte, meinst Du, wäre ein Mann, dem man glauben und vertrauen dürfe? Ich vermuthe, daß Du dies wirklich thust. — Ja, Mama, ich kann es nicht leugnen, versetzte ich. — Bist Du auch überzeugt, Beatrice, daß er es verdient? — So überzeugt, daß — daß — hier brach ich ab, da aber meine Mama Weiter! Weiter! rief, setzte ich hinzu: daß ich es ihm selbst gesagt habe. — Und das hast Du ihm heute erst gesagt, nicht wahr? fragte sie mich. — Ja, Mama, heut, und — auch wohl schon mehr als einmal. — Aber? fragte sie und faßte mich beim Arm, hast Du auch Recht daran gethan? Ich glaube es, glaube es ganz gewiß! antwortete ich ein wenig erschrocken, aber dann kam mir der Muth. Mein Herz fing an zu schlagen, und ich weiß nicht, was mit mir geschah. Ich richtete mich auf, alle meine Furcht war verschwunden. — O! liebe, beste Mama! rief ich, ich weiß in der ganzen Welt keinen Mann, dem ich mehr vertrauen möchte, als ihm,

keinen, dem ich freudiger glauben möchte. — Mußte ich das nicht sagen, mein geliebter Freund? Mußte ich Dich nicht vertheidigen?"

„Du mußtest dem Zuge Deiner Liebe folgen, Du mußtest für mich aufstehen, wo man Deine Zweifel aufwecken wollte!" antwortete Bonaparte feurig, „und dafür — dafür —". In dem Augenblicke fiel von dem Kirschbaume, dessen Zweige sich über die Bank ausbreiteten, ein großes, schönes Kirschenpaar, zwei Früchte an einem verbundenen Stiele. Rasch ergriff Napoleon die Kirschen, welche in seine Hand gefallen, theilte sie und rief fröhlich lachend: „Ein Himmelszeichen, geliebte Beatrice! Nimm und iß und glaube an mich. Kein Zweifel soll unser Glück trüben. Vereint soll unser Leben bleiben. Wie diese Früchte zu einander gehören, Gewalt nur sie trennen kann, so soll uns Nichts scheiden, es müßte denn sein —"

„Was müßte sein?" fragte Beatrice erschrocken, als er inne hielt.

„Daß die Ehre — das Vaterland es geböten!"

„Ach, Du bist ein Soldat," rief sie klagend, „und denkst an Ruhm und Krieg."

„Nein, nein!" erwiederte er, „ich denke nur an Dich, Beatrice. Wir wollen nicht sorgen, freuen wollen wir uns und genießen, was die glückliche Stunde uns bringt. Deine Mutter —"

„Meine Mutter," fiel Beatrice süß lächelnd ein, „hat mich mit ihren Küssen entlassen, und da — da ist sie," stotterte sie zusammenschreckend und deutete auf den Rebengang, der von dem Hause herüberführte.

Es war in der That Frau von Colombier, die so eben in diesem Gange sichtbar wurde und mit raschen Schritten sich der Laube näherte. Es blieb keine Zeit übrig, um sich vor ihr zu verbergen, auch sträubte sich dagegen Bonaparte's Stolz. Er stand auf und preßte Beatricens Hand in seinen Fingern zusammen, als wollte er verhindern, daß sie fliehen oder ihrer Mutter entgegengehen möchte. So erwarteten nun Beide die Dame, welche, in ein großes Tuch eingehüllt, dem Anschein nach sie nicht bemerkte, sondern die Bäume betrachtete und ihre Augen auf den Himmel richtete, aus dem soeben der erste Sonnenschimmer mit goldigem Glanz hervorbrach.

Erst als sie noch wenige Schritte von dem Baume entfernt war, welcher vor dem Bosket stand, wandte sie ihre Blicke dorthin, und wie in plötzlicher Ueberraschung blieb sie stehen, ohne ein Wort zu sagen. — Beatrice senkte ihre Wimpern nieder und bekam ein rothes Gesicht. Bonaparte dagegen zuckte mit keiner Miene und unterbrach eben so wenig das Schweigen.

Diese Situation währte einige Augenblicke, dann gewann Frau von Colombier zuerst wieder Sprache

und Leben. Ihre feinen Lippen verzogen sich zu einem anmuthigen Lächeln, das von einer lebhaften Handbewegung begleitet wurde. „Sieh' da, Herr Bonaparte!" rief sie, „hat Sie der schöne Sommermorgen so früh zu uns herausgelockt? Das ist allerliebst, wie wir hier zusammentreffen, gleich den Göttern in der Fabel von denselben schönen Gedanken bewegt." — Und ohne dem jungen Officier Zeit zu einer Antwort zu lassen, fuhr sie sogleich fort: „Beatrice ist gewiß davon so freudig überrascht worden, wie ich es bin; allein es ist kühl, mein Kind, geh' hinein, Du möchtest Dich erkälten. Geschwind, geh', ich bleibe noch ein paar Minuten bei Herrn Bonaparte."

Mit demselben freundlichen Lächeln streckte sie die Hand nach ihrer Tochter aus und zog sie sich näher. Beatrice folgte ein wenig zögernd, doch nicht furchtsam, sie war voll guter Zuversicht. „Ich glaube nicht," sagte sie leise, „daß ich mich erkälte, und — o! meine theure Mama, Du bist so gütig; so liebevoll —"

„Fort, fort!" rief die Mama ihr die Wange streichelnd, „wir müssen für Deine Gesundheit vorsichtig wachen. Nehmen Sie Platz, Herr Bonaparte. Sie sind ein Freund der Natur, nicht wahr?"

Dieser Wink und die Weisung der Dame drückten sich sehr bestimmt aus. Beatrice nickte ihrem Freunde leise zu und machte ein paar kleine Schritte; gewiß

wäre sie ungehorsam gewesen, wenn nur Bonaparte Einsprache gethan hätte. Allein er hielt sie nicht zurück, sondern setzte sich auf die Bank, als Frau von Colombier sich niederließ, und Beatrice schritt langsam weiter, mehr als einmal zurückblickend, bis sie in den Piniengang einbog und verschwand.

„Sie sind also ein Freund der Natur, Herr Bonaparte," wiederholte Frau von Colombier, „und wahrscheinlich öfter so früh schon im Freien, um die Sonne aufgehen zu sehen, wie ich glaube?"

„Dies ist allerdings der Fall, Madame!" erwiederte Napoleon.

„Beatrice nicht minder," fuhr die Dame fort. „Ich habe bemerkt, daß sie einige Male schon den Sonnenaufgang hier im Garten erwartete, und dies ist in der That ein vortreffliches Plätzchen dazu. Das sind sympathetische Gefühle, Herr Bonaparte, aber bei jungen Leuten sehr erklärlich. Sie sind noch sehr jung. Wie alt sind Sie?"

„Einundzwanzig Jahre, Madame."

„Ein schönes Alter, das Alter der Illusionen!" rief Frau von Colombier. „Beatrice ist eben siebenzehn geworden. Aber Sie sind von ernstem Gemüth, über Ihre Jahre hinaus, und ich habe recht viel Gutes von Ihnen vernommen."

„Sie sind sehr gütig, Madame," erwiederte der Lieutenant.

„Das bin ich in dem Grade, Herr Bonaparte, wie es eine Freundin sein soll, und wie Sie es verdienen, wie ich glaube. Ich bin zwar keine große Verehrerin der Sonnenaufgänge und der Morgenpromenaden," fuhr sie mit ihrem feinen Lächeln fort, „allein ich sehe Sie gern in meinem Hause, und Beatrice ist ganz gewiß derselben Meinung; Sie können sich darauf verlassen."

„Ich danke Ihnen, Madame," sagte der junge Officier, indem er sich ehrerbietig verneigte.

„Corsica ist ein romantisches Land, und die Corsen haben für die Romantik ohne Zweifel angeborene Vorzüge," lachte die Dame, „während wir in unserem kälteren Klima und in der Nähe der schneeigen Alpen weit nüchterner empfinden."

„Ich weiß darüber nicht zu urtheilen," erwiederte Bonaparte, „allein auch an den Corsen wird Verstand und Nachdenken gerühmt."

„Und dies ist auch meine Meinung!" fiel Frau von Colombier lebhaft ein. „Wissen Sie, mein lieber Herr Bonaparte, daß ich von Ihnen mehr als von sehr vielen anderen jungen Herren glaube, daß Sie reiflich und wohl überlegen, und verständiges Nach-

denken Ihnen mehr gilt, als glänzende Einbildungen?"

„Sie sagen mir eine große Schmeichelei, Madame," antwortete Napoleon.

„Ich sage Ihnen die Wahrheit. Ist es nicht sehr gewöhnlich jetzt, daß junge Leute ihre Köpfe mit phantastischen Hirngespinnsten füllen, wie sie Mode geworden sind? Sie dagegen halten sich fern davon. Das hat mir sehr gefallen, Herr Bonaparte, und nicht mir allein, auch anderen Personen, deren Wohlwollen Sie dadurch gewonnen haben."

„Ich danke Ihnen, Madame," sagte der Lieutenant sich verbeugend.

„Sie gehören nicht zu denen," fuhr Frau von Colombier fort, „die sich von dem Zeitschwindel fortreißen lassen, Zusammenkünfte veranstalten helfen, in den Café's die Zeitungen aus Paris vorlesen und Lärm erheben. Sie beschäftigen sich mit ernsthaften Dingen, Sie studiren oder erheben Ihre edlen Gefühle selber zu Dichtungen, wie ich gestern Abend eine solche gesehen habe, die Beatrice —"

Napoleon's Gesicht veränderte sich. Seine bleiche Farbe machte einer schnellen Röthe Platz. „O Madame," rief er lebhaft, „dies Gedicht —"

„Schweigen wir davon," unterbrach sie ihn, „ich

ehre und liebe die schönen Empfindungen der Seele und habe auch zu meiner Zeit meine Gedichte empfangen. — Das sind Erinnerungen, an welche man immer mit Vergnügen zurückdenkt."

Sie wickelte sich in das große Tuch und sah ihn gnädig lächelnd an. „Frauen lassen sich gern besingen," fuhr sie dabei fort, „sie haben das mit den Königen gemein, so ähneln sich Beide auch in dem Verlangen nach treuen Unterthanen, Herr Bonaparte. Doch ach! das sind gefährliche Zeiten für alle Herrscher auf Erden; um so höher schätzen und lieben wir diejenigen, von denen wir Treue hoffen dürfen. Treu dem Könige, treu der Dame seines Herzens soll jeder Ritter sein. Sie kennen den schönen alten Wahlspruch, Herr Bonaparte."

„Er ist mir wohl bekannt, Madame."

„Und man kennt Ihre Gesinnung, man weiß diese zu schätzen, ich sowohl, wie Alle, die Ihnen wohlwollen. Das war es, was ich Ihnen mittheilen wollte, und was Sie noch hören müssen, ehe wir uns trennen. Sie werden dem Grafen von Artois dringend empfohlen werden. Ich zweifle nicht daran, daß dies für Sie die glücklichsten Folgen haben wird, daß Sie dadurch Gelegenheit erhalten werden, dem Könige Ihre Treue zu beweisen. Dies ist doch gewiß Ihr lebhafter Wunsch?"

„Ja, Madame, ja. Ich möchte dem Könige die größten und wichtigsten Dienste leisten.“

Frau von Colombier blickte beifällig in seine flammenden Augen, und wie sein Gesicht einen begeisterten Ausdruck erhielt, der es ungemein verschönte. „So bleibt nur noch die Dame Ihres Herzens übrig,“ fuhr sie mit gewinnenden Mienen fort, „doch diese hat jedenfalls dieselben ritterlichen Gefühle zu erwarten.“

„Zweifeln Sie nicht daran, gnädige Frau,“ erwiederte Napoleon, „ich werde nur mit meinem Leben diese Gefühle aufgeben!“

„Sie werden ihr unwandelbar treu in allen Gefahren zur Seite stehen?“

„Wie Ehre und Liebe es gebieten.“

„Wohlan denn!“ sagte Frau von Colombier, „ich frage nicht weiter, denn der Tag ist da, und die Straße wird lebendig. Aber ich erlaube Ihnen, Ihre Grundsätze uns heut noch zu wiederholen. Ich erlaube Ihnen, das mit Beatrice begonnene und unterbrochene Gespräch in meiner Gegenwart heut Abend fortzusetzen, nicht mehr hier im schädlichen Morgennebel, sondern in der Halle und vor unseren Freunden. Auf Wiedersehen also, Herr Bonaparte, auf Wiedersehen! Ich will Beatrice darauf vorbereiten.“

Sie reichte ihm ihre Hand, und er führte diese an seine Lippen. Noch einen Augenblick blieb sie stehen,

sah ihn an, lächelte und nickte leise; darauf wiederholte sie: „Kommen Sie also nicht zu spät, ehe Andere erscheinen. Beatrice wird Sie erwarten, bringen Sie die besten Grundsätze mit. Adieu! Adieu!"

Mit diesen glückverheißenden Worten verließ er die gütige Beschützerin, und es war, als wolle er ihr nacheilen, doch nach dem ersten Schritte schon blieb er stehen, und seine aufgehobene Hand sank nieder. Er sprach die Bitte nicht aus, zu der sein Mund sich geöffnet hatte. —

Als Frau von Colombier noch einmal nach ihm zurückblickte, war er verschwunden.

IV.

Am folgenden Tage erhielt Carlo Andrea einen Besuch in dem rothen Hause von dem Lieutenant Demarris. Der junge Officier beschwerte sich über die rasche Trennung am Abend, und daß er trotz aller Mühe ihn sowenig wie Bonaparte habe auffinden können. „Wir hätten noch beim Glase zusammengesessen," sagte er, „ich freute mich darauf. Bonaparte war so heiter, wie ich ihn kaum jemals gesehen, und wenn er seine gute Laune hat, ist er bewunderungswürdig."

„Es scheint, als habe er sich hier viele Freunde erworben," erwiederte Pozzo di Borgo.

Demarris schüttelte lächelnd den Kopf. „Viele sind

es wohl nicht," sagte er, „im Gegentheil hat er nicht wenige Widersacher, die sich nicht mit ihm vertragen können, denn er ist sehr stolz, und man nennt ihn anmaßend und zanksüchtig. Mir jedoch ist er sehr ergeben," fuhr er selbstgefällig fort, „und ich vertheidige ihn, wie man einen Freund vertheidigen muß."

„Aber seine Vorgesetzten sind doch mit ihm zufrieden?" fiel Pozzo di Borgo ein.

„Wie man es nehmen will," lachte Demarris. „Er hat Kenntnisse, ist der beste Mathematiker von uns Allen, und was den Dienst betrifft, läßt er sich Nichts zu schulden kommen. Aber er ist ein Krittler, der überall seine Anmerkungen macht, und wenn Einer klüger sein will, als alle Anderen, und obenein als seine Vorgesetzten, so erwirbt er sich damit nicht eben deren Zuneigung."

„Sehr wahr!" rief Carlo Andrea. „Die Klugheit muß sehr klug sein, wenn sie nicht über jeden Klotz oder Stein auf ihrem Wege stolpern und verschrieen und verlästert werden will."

„Ja, diese Nachteulen!" nickte Demarris erfreut, „sie möchten ihn hacken, wo sie können, und ihn am liebsten weit fortschicken. Es bekommt Niemand so leicht Urlaub wie er, und heut erst, als ich beim Obersten zu thun hatte, fragte er mich, wie es käme, daß der Lieutenant Bonaparte noch nicht nach Corsica gereist sei."

„Dazu wird er jetzt am wenigsten geneigt sein.“

„Warum glauben Sie das?“ fragte Demarris rasch.

„Nun, weil, wie Sie mir selbst schon sagten, er hier Besseres zu thun hat.“

Der Lieutenant schwieg einen Augenblick, während er mit der Hand durch sein Haar strich und nachsann. „Ja, das habe ich freilich gesagt,“ fuhr er dann fort, „aber ich habe nicht das dabei gedacht, was ich jetzt denke. Bonaparte hatte mir mitgetheilt, daß er fleißig arbeiten wolle, was er in Ajaccio nicht könne, um seine Geschichte der Insel fertig zu schaffen, und daß er dann dies Werk nach Paris schicken wolle, wo er sich große Erfolge verspricht. Heute nun aber — wissen Sie, was der Oberst mich fragte?“

„Wie kann ich das wissen, Herr Demarris?“

„Freilich nicht. Sie haben Recht. Er fragte mich, ob Bonaparte häufig Frau von Colombier besuche — und als ich dies bestätigte —“

„Nun, Herr Demarris?“

„Alle Teufel!“ rief der Lieutenant, „ich glaube wahrhaftig, es ist Etwas daran.“

„Was meinen Sie?“

„Gestern war sein Benehmen auffällig, nun fällt es mir erst recht ein. Der Oberst sagte: Dies Fräulein Colombier ist hübsch genug, und die Mutter hat Ver=

mögen und Connexionen. Es ist gar keine üble Partie, eine ganz gescheidte Speculation."

„Eine gescheidte Speculation!" lachte Carlo Andrea.

„Ja, doch was sagen Sie, Herr Pozzo di Borgo?"

„Was kann ich sagen, Herr Demarris? Sie müssen das besser wissen."

Demarris wurde verlegen. „Bonaparte vertraut mir mancherlei," begann er, „von dieser Sache jedoch hat er niemals mit mir gesprochen, und bisher habe ich in Wahrheit auch nicht daran gedacht, daß er sich für Beatrice Colombier oder für irgend eine junge Dame ernsthaft interessiren könnte. Denn er sprach von dem ganzen Geschlecht kalt und spöttisch, unterhielt sich fast nie mit jungen Damen, bis gestern zu meinem Erstaunen — der Oberst muß davon gehört haben, und ich möchte wissen, Herr Pozzo di Borgo, ob Bonaparte Ihnen Etwas mitgetheilt hat."

Carlo Andrea zuckte lächelnd die Achseln. Er gab keine direkte Antwort darauf, sondern sprach wie ein kluger Advokat. „Ich glaube wohl," sagte er, „daß eine solche Verbindung wünschenswerthe Aussichten bietet, und warum sollte ein junger Mann nicht darnach streben? In Wahrheit, Herr Demarris, ich habe gestern dieselbe Bemerkung gemacht wie Sie. Ich fand, daß Napoleon dem schönen Fräulein auffällig den Hof machte, und glaubte auch zu sehen —"

„Was glaubten Sie zu sehen?"

„Daß es ihr durchaus nicht zuwider sei."

Demarris' Gesicht wurde dunkelroth und verzerrte sich zu einem Lachen, während seine Lippen zitterten. „O, warum nicht?" rief er, „es ist wohl möglich, obwohl ich selbst dies nicht bemerkte."

„Vielleicht täusche ich mich auch, und die schöne Beatrice dachte an einen ganz Anderen, während sie es duldete, daß Napoleon sie zu seiner Beute machte und nicht von ihrer Seite wich," sagte Pozzo di Borgo mit grausamem Spott.

„Das läßt sich hören," fiel der Lieutenant vergnügt ein.

„Es geschieht gar nicht selten, daß in solcher Manier ein Eifersüchtiger bestraft und geneckt werden soll."

„Ei ja, das ist ein Gedanke, Herr Pozzo di Borgo. Sie haben Recht. Beatrice ist übermüthig, aber ich, was mich betrifft — o! ich würde niemals eifersüchtig sein, wenigstens nicht, was Bonaparte anbelangt."

„Nun, Herr Demarris, man kann doch nicht wissen," fiel der Advokat warnend und bedenklich ein.

„Nein, hören Sie!" rief Demarris, „ich achte und liebe Napoleon wie meinen besten Freund und habe vor seinen Kenntnissen allen Respect, aber was jungen Damen zu gefallen anbelangt, dergleichen Eigenschaften besitzt mein armer Bonaparte blutwenig."

„Ich meine, wenn er will, kann er doch auch sehr liebenswürdig sein," sagte Carlo Andrea.

„Nun, er kann doch kein Anderer werden, als er ist," lachte Demarris. „Ich habe Manche schon über ihn spotten und witzeln hören, und nicht allein über seine kleine Gestalt, seine schiefen Schultern und sein scharfes Gesicht, noch mehr über seine Manieren, sein Benehmen und sein abstoßendes Wesen. Nein, nein, Herr Pozzo di Borgo, ich glaube nicht, daß der arme Bonaparte Etwas zu hoffen hat."

Pozzo di Borgo spielte mit dem Lieutenant wie die Katze mit der Maus. Er bestärkte zunächst dessen Eitelkeit durch schmeichelnde Winke, die ihm außerordentlich gefielen; als er ihn aber ganz getröstet sah, und Demarris wohlgefällig seine angenehme Gestalt im Spiegel bewunderte, streckte er plötzlich wieder die Krallen heraus.

„Seien Sie doch nicht allzu sicher, mein lieber Herr," fing er an, „denn ich weiß zwar nicht, wie die Neigungen des schönen Fräulein von Colombier beschaffen sind, allein vergessen darf man niemals, daß die Liebe der Weiber die seltsamste Laune unter allen ihren Launen ist. Sie verschmähen zuweilen Männer mit den prächtigsten Gesichtern und schlankesten Körpern und beten dafür einen häßlichen, kleinen, widerwärtigen Gesellen an. Es begreift es Nie-

mand, doch kommt es alle Tage vor und ist von den ältesten Zeiten an so gewesen. Wenn also Fräulein von Colombier die Laune hat, Napoleon zu lieben —"

„Aber sie hat diese Laune nicht!" schrie Demarris.

„Ich weiß es freilich nicht, doch um so besser, wenn Sie überzeugt sind. Mir ist es fast vorgekommen, als bemerkte ich in ihren Augen zuweilen —"

„Was in ihren Augen?"

„Sehr zärtliche Blicke."

Demarris sprang auf und ging hästig an's Fenster.

„Wenn dies wirklich so wäre," sagte Pozzo di Borgo hinter ihm, „ja dann, mein bester Herr Demarris, würde Bonaparten die schiefe Schulter, und was ihm sonst zum Adonis fehlt, durchaus nicht schaden. Fräulein Colombier würde darauf schwören, daß er der schönste Mann in Valence, wo nicht gar in der ganzen Welt sei."

Demarris wandte sich um, es war mit seinem Vertrauen vorbei. „Das wäre sehr übel für mich, Herr Pozzo di Borgo," sagte er stockend, „denn wenn Sie Recht hätten, so bliebe für Andere — für mich — Nichts mehr zu hoffen übrig."

„Da Sie gewiß sind, daß Fräulein Colombier keine so seltsamen Launen hat, wie sie dazu gehören, Bonaparte liebenswürdig zu finden, so haben Sie

Nichts zu besorgen. Was ihn selbst betrifft, so möchte ich glauben, daß Sie Recht haben, daß er —"

„Daß er sie nicht liebt!" rief der junge Officier.

„Daß er trotz seiner Kälte gegen die Schönen doch heiße Leidenschaften besitzt und dabei klug zu rechnen weiß."

Demarris starrte ihn an.

„Nun," lachte Carlo Andrea, „hat Ihr Oberst denn nicht ganz verständig gesprochen? Ist das nicht eine sehr vortheilhafte Partie für einen jungen Lieutenant von einundzwanzig Jahren? Ist die Familie nicht von Einfluß? Wird der Schwiegersohn der Frau von Colombier nicht sehr bald Capitain sein, nach Paris berufen werden und dort sein Glück machen können?"

„Ja, ja," murmelte Demarris, „das wird er. Er ist geschickt, ehrgeizig, kühn. Ich dagegen — ich!" Er senkte seinen Kopf und fuhr fort: „O, Herr Pozzo di Borgo, daran habe ich niemals gedacht. Nicht an ihr Geld, nicht an den Familieneinfluß. Ich wollte nur sie, ihr Herz, dies allein, und es schien mir, als dürfte ich darauf hoffen."

Pozzo di Borgo zuckte die Achseln, in seinem Lächeln lag ein verächtliches Mitleid. „Was berechtigt Sie denn, daran zu verzweifeln?" erwiederte er. „Die Herzen der Frauen sind die Schlachtfelder für ihre Be-

werber, und das Glück ist mit dem Muthigen. Wie es auch mit Bonaparte sein mag, kämpfen Sie mit ihm um die Gunst der schönen Dame, machen Sie ihm jeden Zoll breit Raum streitig und erringen Sie den Sieg. Ich glaube, er kann Ihnen nicht allzu schwer werden."

Einige Augenblicke lang glänzte Demarris' Gesicht vom erwachenden Stolz, aber dann erlosch dieser Glanz, und er faßte Carlo Andrea's Hand und drückte diese lebhaft. „Ich danke Ihnen, mein Herr," begann er, „vielleicht darf ich sagen, mein Freund, wenn Sie es mir gestatten wollen, und dann habe ich eine Bitte, um welche ich Sie anspreche."

„Ich soll Ihnen beistehen, nicht wahr?"

„Ja, das ist es. Suchen Sie von Bonaparte zu erfahren, ob er Beatrice liebt."

„Erklären Sie sich ihm selbst, Herr Demarris, das dürfte besser sein."

„Ich kann es nicht!" rief Demarris. „Sprechen Sie kein Wort von mir, es darf von mir nicht die Rede sein." Leiser fuhr er fort: „Wenn er sie liebt, so ist es genug. Er ist mein Freund, er verdient es, glücklich zu sein, und Beatrice — ich will ihr Glück niemals stören."

„Sie sind ein vortrefflicher, großmüthiger Freund!" sagte Pozzo di Borgo, aber diese bewundernden Worte

hatten einen so schneidenden Beiklang, daß Demarris ihn forschend anblickte und lebhafter erwiederte:

„Ich weiß, was Ehre und Freundschaft mir gebieten. Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Herr Pozzo di Borgo?"

„Ohne Zweifel, Herr Demarris; so gut ich es vermag, will ich Ihr Vertrauen rechtfertigen," erwiederte Carlo Andrea, indem er ihm freundlich die Hand schüttelte. „In einer Stunde will ich Bonaparte besuchen, wir haben es gestern so verabredet; dann sollen Sie Alles erfahren, was ich aus ihm herausbringen kann."

Demarris war damit zufrieden. Er drückte seinen Dank aus, stand dann noch eine Minute kämpfend mit seinen Gedanken und Gefühlen, bis er heftig ausrief: „Machen Sie es so, mein lieber Freund. Ich will ihn nicht beneiden, nicht zürnen, wenn er glücklicher ist, als ich. Leben Sie wohl, und — gute Geschäfte! Leben Sie wohl!"

Er entfernte sich rasch, und Pozzo di Borgo drückte die Thür zu, rieb sich die Hände und lachte leise vor sich hin. Er hatte etwas Katzenhaftes, wie er die Schultern hochgezogen und den Körper zusammengeduckt umherschlich, als wollte er einen plötzlichen Sprung thun. Endlich aber blieb er stehen, warf den Kopf in den Nacken und sagte: „So oder so, es bleibt sich gleich! — Wenn dieser sentimentale Pinsel ihm zu

Leibe gegangen wäre, möchte es freilich noch besser sein oder wenigstens romantischer verlaufen. Welcher Triumph für das Fräulein von noblen Gefühlen, wenn ihre Anbeter um ihren Besitz auf Leben und Tod kämpfen, wie es in ritterlichen Zeiten Mode war! Schade darum, allein da die Degenstöße ausbleiben, muß er auch ohne diese glücklich werden."

Er ging von Neuem auf und ab und fuhr dabei halblaut sprechend fort: „Geh' nur hin und laß Dich von den Hofjunkern zum Helden machen. Das ist ein schönes Loos für die freiheitglühende Seele, von welcher Paoli so Großes erwartet. Wie wird er sich freuen, und wie werden alle Corsen Dich verehren! Ich werde Dich glücklich machen, glorreicher Napoleon. Du sollst ein schönes, reiches Fräulein heirathen, sollst ein Aristokrat werden. Was kann ich mehr für Dich thun? Sage mir Niemand, daß ich keine Freundschaft fühle. Gleich will ich mich auf den Weg begeben und es Dir beweisen."

Rasch war er angekleidet und stieg nach kurzer Zeit die holprigen Treppen des Giebelhauses hinauf, wo Bonaparte wohnte, und als er die Thür leise öffnete, fand er ihn ganz so wie gestern an dem alten Schreibpulte in seiner Arbeit vertieft sitzen. Bei seinem ersten Gruße aber sprang Napoleon auf und kam ihm mit freundlichen Mienen entgegen.

„Sei willkommen, lieber Andrea!“ rief er, „ich habe Dich so lange schon erwartet und an Dich gedacht, daß meine Arbeit nicht von der Stelle will.“

„Es wird doch wohl ein anderes Bild sein, das Dir vor Augen schwebt,“ lachte Pozzo di Borgo, „und Deine Gedanken in Beschlag nimmt.“

„Sonderbar,“ sagte Napoleon und faßte an seine Stirn. „Mein Kopf ist wie ein Schrank mit zahllosen Kasten. Ich kann jeden leicht aufziehen und bis auf den Grund umherwühlen, so lange ich will. Sobald ich ihn aber zuschiebe, denke ich nicht mehr daran, was drinnen ist, bis ich ihn wieder brauche.“

„Heute aber will sich der Kasten nicht zuschieben lassen, in welchem die Acten und Papiere einer gewissen jungen Dame liegen, mit welcher der Lieutenant Bonaparte einen wichtigen Prozeß führt.“

„Das ist ein gewonnener Prozeß, er macht keine Sorgen!“ rief Napoleon. „Nein, Andrea, es liegen mir einige Deiner Worte von gestern noch im Sinn. Du sagtest: wer weiß, ob dieser Strom in seinem Bette gehalten werden kann, und wen er verschlingen wird. Glaubst Du, daß die Nationalversammlung unterliegt?“

„Nein,“ sagte Pozzo di Borgo, „ich glaube, daß sie zuletzt siegen muß.“

„Zuletzt?“

„Ich meine, daß der Widerstand, den die Reformen finden, nicht leicht zu überwinden sein wird.“

„Die Schwachköpfe!“ rief Napoleon. „Der König hat so viel schon gethan, daß er nicht mehr umkehren kann.“

„Sehr wahr, lieber Napoleon, es würde sehr gefährlich sein.“

„Er muß mit Necker gehen und mit der Nation!“ rief Napoleon. „Ich habe heute früh einen Brief an Necker geschrieben, zunächst entworfen. Denn ich bin entschlossen, ihm meinen Aufsatz über Corsica zu überreichen, wie er da ist, mit einem kurzen Schluß. Ich kann die Arbeit jetzt nicht weiter ausführen.“

„Ah,“ sagte Pozzo di Borgo, „Du willst sie ihm selbst überreichen? Du denkst also bald nach Paris zu reisen?“

„Ja,“ das denke ich, und ich wollte —“ er hielt inne und blickte seinen Landsmann argwöhnisch an. In Carlo Andrea's klugen Augen schien es wie Spott zu glänzen, und seine Freundlichkeit sah nicht besser aus.

„Du wolltest, daß Du schon dort wärest, um mit Deinen Großthaten die Welt zu füllen?“ fiel er ein. „Ja, mein lieber Napoleon, das ist ein anderer Prozeß, der leichter verloren gehen kann.“

„Er wird nicht verloren gehen!“ rief der kleine Lieutenant stolz und ungeduldig. „Habe ich Gelegen=

heit, mich auszuzeichnen, so wird es auch geschehen. In der Hütte geboren werden, in der Einsamkeit sterben, das ist das Loos zahlloser Menschen, die unter anderen Verhältnissen Helden und Könige geworden wären."

„Gewiß hast Du Recht," sagte Pozzo di Borgo. „Du bist auf dem Wege, ein Mann des Plutarch zu werden." Er unterdrückte seine geheime Lustigkeit und fuhr mit der einschmeichelnden Treuherzigkeit, die ihm zu Gebote stand, fort: „Das ist meine wahrhafte Ueberzeugung, lieber Napoleon, denn ich finde, daß das Glück Dich wunderbar sucht, und ich weiß nicht, was mir sagt, daß es Dich eben so treu begleiten wird."

„Ja, das Glück! das Glück!" rief Napoleon. „Ich will daran glauben, es soll mir dienen!"

„Und es kommt Dir entgegen in Gestalt einer reizenden Gottheit mit goldenen Händen; ganz wie die Alten es sich dachten," nickte Andrea. „Es kommt mir vor, als hättest Du diese liebliche Gottheit schon auf Deinen Knieen angebetet und das himmlische Bündniß abgeschlossen."

Ein finsterer Blick antwortete ihm darauf. Napoleon schien sich einen Augenblick zu bedenken, dann aber sagte er mit frohem Gesicht: „Das ist nicht nöthig, Freund. Wie Cäsar komme ich, sehe und siege und pflücke die Blume trotz aller Hände, die sich darnach ausstrecken mögen."

„Und die Früchte auch," fügte Pozzo di Borgo hinzu, indem er sich gegen den Tisch wandte, auf welchem in einem offenen Papiere eine Anzahl großer, schöner Kirschen lagen. „O," lachte er, „da liegen sie schon reif und prächtig, und — leuge es nur nicht — jedenfalls sind sie ein Liebespfand, mit zärtlichen Wünschen und Zaubersprüchen gepflückt."

„Wohl möglich," antwortete Napoleon, „aber Du kannst sie versuchen."

„Ich werde mich davor hüten," rief Andrea, „denn ich denke an unsere corsischen Sitten und Hexereien. Wenn Zwei, die sich lieben, eine Frucht theilen, so ist das ein heiliger Schwur; wenn aber ein Dritter auch nur Stiel oder Stein davon anrührt, so mischt sich der Teufel ein und bringt Verderben über Alle."

„Thorheit!" rief Napoleon, „ich halte mein Glück auch gegen alle Teufel fest. Es soll mir Keiner jemals nehmen, was ich besitzen will."

„Armer Demarris!" sagte Andrea und zuckte die Achseln.

„Was ist mit ihm?"

„Im Grunde Nichts, denn er tröstet sich wie ein Sokrates. Der arme Junge hat irgendwo erfahren, daß es mit seinen Einbildungen Nichts ist, und daß ein Anderer, dem er solche profane Absichten gar nicht zumuthete, ihm den Weg verrannt, auch wohl gar

schon die Festung erobert hat, die, wie er glaubte, ihm allein ihre Thore öffnen würde."

„Demarris ist ein Narr!" rief Napoleon, indem er sich umwandte und hastig auf und ab ging.

„Aber ein vortrefflicher, großmüthiger Narr; einer der erhabenen Narren, die für den Freund nicht allein in den Tod gehen, sondern auch Heroen der Selbstverleugnung sind. Er würde sich von jedem tarpejischen Felsen stürzen und mit seinem letzten Seufzer Dich segnen. Vorläufig jedoch verlangt er nur Gewißheit über sein Schicksal; Gewißheit, ob sein bewunderter Freund liebt und geliebt wird, ob er somit das zärtliche Paar beglückwünschen darf."

Napoleon war an dem offenen Fenster stehen geblieben und blickte auf die Rhone hinaus, wo unter den Bäumen versteckt das Landhaus lag. Seine Hände, die er auf den Rücken gelegt hatte, zuckten zusammen, er schleuderte das lange schwarze Haar um seinen Kopf und wandte sich heftig um, indem er den spottenden Andrea durchdringend anblickte.

„Das ist edel und groß!" rief er. „Demarris ist ein guter braver Mensch!"

„Gewiß ist er das! Schade nur, daß diese Treue nicht belohnt werden kann."

„Wodurch?"

„Durch einen Wettkampf von Edelmuth.“

„Was würdest Du thun, Andrea?“ fragte Napoleon.

„Wenn der Spaß aufhören soll,“ erwiederte Dieser, indem er eine von den Kirschen vom Tische nahm, die Napoleon ihm angeboten hatte, „so ist eine Antwort überflüssig. Sentimentale Pinseleien, auch wenn sie den Anstrich rührender Tugend haben, dürfen uns niemals bestimmen, sie zu unserem Vorbilde zu machen oder wohl gar übertreffen zu wollen. Du bist jedenfalls in ganz anderer Lage, als Dein opferfreudiger Freund.“

„Ich kann ihm nicht helfen!“ sagte Napoleon heftig.

„Du wirst geliebt und liebst; welche übermäßige Narrheit wäre es also, in irgend einen Zweifel zu fallen!“

„Nein!“ rief Napoleon, und er blieb einen Augenblick nachsinnend stehen, darauf streckte er seine Hand aus und fuhr fort: „Ich speise heute bei Frau von Colombier, begleite mich und nimm Theil daran, ich lade Dich in ihrem Namen ein.“

„Du hast Auftrag dazu?“ fragte Pozzo di Borgo.

„Ja, und ich bitte Dich, es anzunehmen.“

„Herzlich gern,“ sagte Andrea. „Ich wollte zwar heute noch abreisen, aber ich bleibe bis morgen, wenn es Dir angenehm ist.“

„So erwarte ich Dich und — und hoffe, Du sollst mit mir zufrieden sein.“

„Ah, ein entschlossener Sprung über den Rubikon!“ rief Pozzo di Borgo.

„Du wirst nicht erstaunen?“

„Nein, nein! Wirf Deine Würfel, ich will Dir den Becher halten und dem großen Wurfe Beifall klatschen! Ich hole Dich ab, sobald Du befiehlst.“

Nach einer raschen Verständigung ging Pozzo di Borgo fort, und als er hinaus war, sagte er leise lachend: „So ist Alles in Richtigkeit. Die gescheidte Dame hat ihn heut in der Frühe eingefangen, eingeladen, und ich soll dabei sein. Er will mir zeigen, wie groß sein Glück, seine Liebesgluth und seine Klugheit ist, die sich so schön vereinigen. Mit dieser Neuigkeit beladen werde ich nach Ajaccio kommen! Wohlan denn, so will ich mich so festlich als möglich schmücken, um ein galanter Brautführer zu sein.“

Während dessen blieb Napoleon unruhig in seinem Zimmer zurück. Sein Kopf war voll Gedanken, sein Herz voll fieberheißem Blut. Er hatte in Andrea's Gesicht das leise Zucken seines Spottes gelesen, hatte die lauernden Blicke wohl bemerkt, und in den lobenden, antreibenden Worten ahnte sein Mißtrauen die verborgene Falschheit. — War dieser Mann nicht der früheste, erste Feind, den er, so lange er denken konnte,

gehabt? War er nicht in den Jugendspielen schon sein Nebenbuhler, in der Meinung der Menschen über die Befähigung dieser Beiden alle anderen überragenden Knaben sein Nebenbuhler? Ihr Ehrgeiz hatte sie überall feindlich gegenübergestellt, sie beneideten, sie haßten sich, sie hatten sich grollend endlich getrennt. Doch seit dieser Zeit war Vieles anders geworden, beinahe zehn Jahre vergangen. Jetzt sahen sie sich einsichtiger als Männer wieder und hatten den kindischen Streit vergessen. Warum sollten sie sich noch hassen, warum, worüber noch Nebenbuhler sein? Der Advocat kehrte nach Ajaccio zurück, Paoli hatte ihm seine Freundschaft und Liebe geschenkt; doch ohne Zweifel dachte Carlo Andrea daran, jetzt in Corsica eine Rolle zu spielen, wohl gar eine politische Rolle, eine, die zu einem neuen Befreiungsversuche führte. War Gastori nicht auch ein Advocat gewesen, hatten Männer dieser Art, Richter und Rechtsgelehrte nicht zu allen Zeiten hervorragenden Antheil an der blutigen Geschichte dieses kleinen, verlassenen Inselvolks genommen?

Als Napoleon dies Alles in seinem Gedankenungestüm bedachte, lief er heftiger auf und ab mit zuckendem Gesicht, das schwarze Haar um die finstere Stirn. Corsica war für seinen Ehrgeiz zu klein, doch wenn die Corsen, von Paoli, von diesem Pozzo di Borgo und anderen Anhängern der Nationalpartei aufgehetzt, die

Aufruhrfahne aufpflanzten, die französische Partei niederschlügen, von Frankreich sich losrissen, Paoli's Republik wieder einsetzen wollten. — Nun und nimmer sollte und durfte das geschehen! Frankreich befand sich auf dem Wege zu großen und wichtigen neuen Gestaltungen. Necker, die Freunde der Freiheit, die Nationalversammlung, das Volk, das Heer — Alle wollten sie, Alle hofften darauf. Die hochmüthigen Elemente des Hofes, des alten Adels strebten allein dagegen, aber was konnten sie thun? Sie mußten weichen und fallen. Standen nicht manche berühmte Namen, Männer aus den vornehmsten Familien schon bei der Volkssache? Die Lafayette, die Noallis, Mirabeau, Andere und er selbst, der kleine Lieutenant, er mit seinen Entwürfen, mit seinem Ehrgeiz! — Wenn er sich in diese große Bewegung stürzte mit seinen Empfehlungen an die ersten Männer des Hofes, er würde sich Bahn brechen. Necker sollte ihn sehen, er sollte seine Entwürfe hören, der tugendhafte, große Minister, der Retter Frankreichs, der Liebling des Volks. In seiner begeisterten Stimmung glaubte er schon vor ihm zu stehen, und was er ihm sagen wollte, lief mit Gedankenblitzen durch sein Gehirn und gestaltete sich zu abgebrochenen Sätzen, die er rasch und wild mit rauher Stimme hervorstieß. Er war gewiß, daß er zu großen Dingen, zu großen Thaten bestimmt sei, er fühlte die Kraft dazu;

er fühlte den Hauch des gewaltigen Geistes, der ihm zurief: „Du wirst mit Deinen Thaten die Welt erfüllen!“

Und wo gab es einen anderen Weg, als den, der vor ihm lag? Dies Liebesbündniß mit der Tochter eines alten, edlen Geschlechts war der Anfang, es war der erste Handschlag des Glücks. Und dieser mißgünstige, dieser lauernde Andrea mit seinem falschen Lächeln, mit seinem listigen Beifall, was wollte er?

„Ha! wenn —“ Napoleon stand still, die Begeisterung verschwand aus seinen Mienen. In dem Augenblick entstand ein Gepolter auf der Treppe. Es kam Jemand eilig die Stufen herauf, dann wurde die Thür aufgerissen, Demarris trat mit erhitztem Gesicht herein und lief auf Napoleon zu, der vor ihm zurückwich.

„Weißt Du es schon?“ rief Demarris heftig.

„Ja, mein Freund,“ erwiederte Napoleon, „beruhige Dich.“

„Das sind Ereignisse, die Niemand ahnen konnte!“

„Es konnte Niemand sie ändern, weder ich noch Du.“

„Nein! aber was wird nun geschehen?“

„Demarris,“ sagte Napoleon, „ich kenne Dich, Du wirst immer das thun, was sich für Deinen edlen Sinn ziemt.“

„Wahrhaftig, das werde ich!" rief Demarris freudig. „Du kannst Dich darauf verlassen."

„Pozzo di Borgo hat mich so eben verlassen. Er theilte mir Alles mit."

„So weiß er es auch schon? Der Oberst hat die Nachricht in diesem Augenblick erhalten."

„Von wem?"

„Von dem Commandanten von Lyon. Von dem Grafen Barandon."

„Von Lyon!" sagte Napoleon, und er betrachtete den Lieutenant mit Blicken voll Besorgniß. „Sei ruhig, mein armer Demarris, Du bist sehr aufgeregt. Laß uns kaltblütig bleiben."

„Ei zum Henker!" rief Demarris, „wer kann da kaltblütig bleiben? Das ist ein Ereigniß, das ganz Frankreich in furchtbare Aufregung bringen muß. Du scheinst die Folgen nicht überlegt zu haben."

„Ich habe Alles wohl überlegt, mein Freund."

„Nun, so weißt Du vielleicht noch nicht Alles. Necker ist nicht allein abgesetzt und aus Frankreich verjagt, Paris nicht allein im Aufstande, auch die Bastille ist erobert. Die französischen Garden haben mit dem Volke gemeinschaftliche Sache gemacht, die deutschen Regimenter verjagt. Das Invalidenhaus wurde geplündert, dreißigtausend Gewehre, alle Kanonen vom Volke genommen, die Schweizer in der Bastille wur=

den niedergeschossen, General Delaunay, der Commandant, ermordet. Sein blutiger Kopf, seine Hände, der Kopf Flosselle's, des Handelsgerichts = Präsidenten, wurden auf Piken durch die Straßen getragen."

Napoleon hörte stumm diese wunderbare, schicksalsvolle Neuigkeit, doch Nichts verrieth seine Ueberraschung. Er stand mit verschränkten Armen, unbeweglich, seine Augen weit geöffnet.

„Die Revolution hat begonnen!" sagte er, als Demarris schwieg.

„Eine Nationalgarde hat sich in Paris gebildet, Lafayette ist an ihrer Spitze," fuhr Demarris fort. „Die Armee ist zurückgezogen, sie soll aufgelöst, Broglie entlassen werden. Nationalgarden entstehen überall."

„Das Volk wird siegen!" rief Napoleon. „Die Revolution wird siegen!"

„Wie wird sie enden?"

Napoleon antwortete nicht, er blickte über die Rhone hinaus. „Sind diese Nachrichten schon in Valence verbreitet?" fragte er.

„Noch nicht, man verheimlicht sie noch, um Maßregeln zu berathen, möglichen Unruhen vorzubeugen. Aber wie lange soll das währen? Kaum ein paar Stunden."

„Höre, Demarris!"

„Was willst Du, lieber Napoleon?"

„Schweige gegen Jedermann.“

„Das will ich Dir versprechen. Auch der Oberst hat es mir befohlen. Es giebt manche unruhige Köpfe, selbst im Regimente, die ihm Sorge machen, aber diese — diese haben jetzt an andere Dinge zu denken.“ Er warf einen halb freundlichen, halb scheuen Blick auf den Freund. Napoleon schien Nichts zu hören und Nichts zu bemerken.

„Komm in einer Stunde wieder her zu mir, Demarris,“ sagte er, „ich habe Dir Etwas mitzutheilen. Etwas Wichtiges, das uns Beide angeht.“

„Ah!“ rief Demarris, und eine plötzliche Röthe schoß über sein Gesicht. „Du willst mir mittheilen — ich werde kommen, Bonaparte, doch ich sage Dir —“

„Jetzt laß mich allein!“ unterbrach ihn dieser. „Geh'! geh'! lieber Demarris.“

Diese letzten Worte wurden so bewegt und mit solcher Hast hervorgestoßen, daß Demarris verstummte und sich entfernte. Kaum war er hinaus, so warf Napoleon den Rock ab, die Uniform über, steckte den Degen an und drückte den Hut auf sein wirres Haar. So folgte er Demarris rasch nach.

V.

Nach einer Stunde kam Pozzo di Borgo. Er hatte sich sauber angekleidet und blieb erstaunt stehen, als er Bonaparte an seinem Schreibpulte fand, wo er Papiere, Karten und Bücher zusammenräumte. Um ihn her lag Alles in Unordnung. Ein großer Kasten stand neben dem Pulte, in der Mitte des Zimmers ein Koffer, Kleider und Wäsche lagen auf den Stühlen sammt allerlei anderen verschiedenartigen Dingen.

„Ein interessantes Bild der babylonischen Verwirrung!" lachte Pozzo di Borgo. „Aber warum bist Du noch nicht im Staat?"

„Setze Dich, Carlo, ich muß nothwendig erst damit fertig sein," antwortete Napoleon, „und Ordnung schaffen."

„Ein Hausvater muß an Ordnung denken, aber was sollen Koffer und Kisten? Das sieht aus, als wolltest Du reisen."

„Es kann wohl so sein," nickte Napoleon freundlich.

„Heute noch?"

„Ich glaube es beinahe."

„Also bist Du auch dessen schon sicher, lieber Napoleon? Es ist Alles entschieden?"

„Entschieden für immer, Carlo. Du sollst es erfahren, gedulde Dich nur noch kurze Zeit."

„Du hast Recht,“ sagte Carlo Andrea, „wer das Glück vor sich sieht, muß nicht zögern, es zu benutzen. Was wird aber aus Deiner Geschichte Corsica's werden?“

„Sie muß unvollendet bleiben.“

„Das ist schade, doch wohlbedacht, denn in Deinen neuen Verhältnissen würde diese Arbeit vielleicht nicht passen.“

„Ich kann damit warten,“ erwiederte Napoleon, und seine Augen glänzten muthwillig, „bis die nächsten Jahre Stoff zu einigen neuen interessanten Kapiteln liefern, was doch wohl zu erwarten ist.“

„Wirklich, es kann so kommen!“ rief Pozzo di Borgo, „und möglich genug, daß Du dann das Ganze umarbeiten mußt.“

„Wenn ich Zeit dazu habe!“ lachte Napoleon und packte eifrig weiter. „Aber ich fürchte, lieber Carlo, daß ich sobald nicht wieder dazu gelange.“

„Weil andere Thaten Dich rufen! Du siehst sehr heiter aus, Napoleon. Bedenkst Du nicht auch, was Du hier zurücklassen mußt?“

„Gewiß bedenke ich es,“ sagte Bonaparte und warf den Kopf in die Höhe. „Aber bin ich dazu geschaffen, bei einem Weibe zu sitzen und ihr die weißen Hände zu küssen?“

„Der neue Cäsar, den die Welt erwartet!“ lachte Andrea.

„Erst der Ruhm, dann die Liebe!“ rief Napoleon. „Erst das Volk, dann die Familie. Das macht mich frei und leicht und nimmt alle Zweifel von mir, mein lieber Carlo. Und jetzt bin ich fertig, und hier kommt Demarris. Hierher, mein Freund, Du kommst zur rechten Zeit. Erzähle ohne Zurückhaltung, was Du gehört hast; Pozzo di Borgo wird so erfreut darüber sein, wie wir es sind.“

„Daß Paris im Aufstande und die Bastille erstürmt ist, rufen sich die Leute schon auf den Straßen zu,“ sagte Demarris.

„Wahrhaftig!“ rief Andrea, „ist es so weit?“

„Aber die nächste Nachricht ist die,“ fuhr der Lieutenant fort, „daß Necker zurückgerufen ist und von Paris mit Begeisterung erwartet wird.“

„Was sagst Du dazu?“ fragte Bonaparte.

„Du wirst zur glücklichen Stunde erscheinen, um den tugendhaften Minister einziehen zu sehen,“ erwie= Andrea. „Ich bin überrascht und erstaunt zwar, doch es ließ sich voraussehen, es mußte so kommen. Der König kann jetzt keinen Widerstand mehr leisten, er wird sich in die Arme des Volkes werfen.“

„Aber das Volk nicht mehr in seine Arme!“ rief

Napoleon. „Die Revolution ist da, die Armee aufgelöst. Jetzt gilt es bei Volk und Vaterland zu stehen."

„Dazu wirst Du Gelegenheit genug finden, mein lieber Napoleon."

„Ich habe sie! ich bin dabei!" schrie Bonaparte, ergriff Demarris beim Arm und sah ihn mit seinen schwarzen, funkelnden Augen durchdringend an. „Ich fordere von Dir einen großen Freundesdienst," begann er, „doch ich weiß, daß ich mich auf Dich verlassen kann."

„Fordere, was Du willst, Bonaparte," erwiederte Demarris, während sein Gesicht sich dunkel röthete. „Ich bin bereit."

„Begieb Dich zu Frau von Colombier, sie erwartet mich. Willst Du?"

„Ich will, Bonaparte."

„Sage ihr, ich könnte nicht erscheinen."

„Wann willst Du kommen?" fragte Demarris.

„Niemals! In einer halben Stunde fahre ich die Rhone hinab nach Marseille, von dort nach Corsica, nach Ajaccio; ich weiß nicht, wann ich zurückkehren werde. Ich habe meinen Urlaub vom Obristen geholt, habe ihn sofort erhalten. So geh, lieber Demarris, geh und entschuldige mich. Sage ihnen, daß meine Pflicht mich forttrieb, die Pflicht gegen mein Vater=

land, daß ich ihr folgen muß, daß mein Schicksal es so will, daß ich nicht anders kann!"

Demarris stand erstarrt. „Napoleon!" rief er endlich verwirrt und warnend, „hast Du nicht auch andere Pflichten?"

„Keine, die mich abhalten könnte, dieser höchsten und ersten zu folgen, keine, die mich zwänge, sie zu vergessen. Ich habe einen schönen Traum geträumt, dabei muß es bleiben. Ich bin nicht für Weiberliebe geschaffen, Demarris, Du hast es mir oft gesagt, und Du hast Recht. Ich bin auch kein Gegenstand, der Unglück und Verzweiflung anstiftet. Fort also, mein Freund; sei glücklich, Du wirst es sein!"

Demarris war noch immer betäubt, aber er lächelte bei den Betheuerungen Napoleon's über seinen Beruf zur Liebe. „Ich werde Dich entschuldigen," sagte er, „werde Dich vertheidigen."

„Gut, gut, richte es zum Besten ein, wie es für Dich und mich paßt, und lebe wohl, bis wir uns wiedersehen!" rief Bonaparte, und indem er ihn umarmte, trieb er ihn fort und kehrte dann nachdenklich zu Pozzo di Borgo zurück.

Seine Arme verschränkend und ihn fest anblickend, blieb er vor ihm stehen, der sich niedergesetzt hatte und anscheinend in vollkommener Ruhe den Rest

der Kirschen verspeiste, welche noch auf dem Tische lagen.

„Du begreifst,“ sagte Napoleon, „daß dies so sein muß.“

„Die Speculation drohte schlecht auszufallen,“ lächelte Andrea.

Napoleon's Gesicht wurde gelbgrauer. „Liebe!“ rief er, „Du hörtest, was ich darüber sagte. Es ist eine untergeordnete Leidenschaft, die beherrscht und überwunden werden muß, wenn die edelsten und höchsten menschlichen Tugenden es gebieten.“

„Ich kenne sie nicht, mein lieber Napoleon,“ erwiederte Pozzo di Borgo sanftmüthig die Achseln zuckend, „weiß auch nicht, ob ich sie jemals kennen lernen werde. Doch was ich von ihr gehört habe, läßt mich beinahe glauben, daß sie der reinste und edelste Quell alles Göttlichen sei. Es giebt jedoch Nichts, was nicht zum Zerrbild verunstaltet und lächerlich gemacht werden könnte.“

„Sie wird mich bald vergessen und einsehen, daß ich Recht gethan,“ antwortete Napoleon mit unterdrückter Heftigkeit. „Unter diesen plötzlich eingetretenen Verhältnissen würde die kluge Mutter schnell anderen Sinnes geworden sein. In Paris ist keine Empfehlung für mich mehr möglich, und wenn ich ihr erklärt hätte, daß ich nach Corsica wollte, um dort für die

Sache des Volkes einzutreten, würde sie so wenig wie Beatrice daran Gefallen gefunden haben."

„Sie könnten wohl andere Vorschläge machen," erwiederte Pozzo di Borgo und blickte ihn an.

„Dies aber bleibt mir jetzt allein über," fuhr Napoleon rascher fort. „In Corsica werden bald zwei große Parteien sich bekämpfen. Die Partei, welche die Corsen bei der Freiheit und bei Frankreich erhalten, und die, welche sie in die alte Wildheit und Verlassenheit zurückreißen will."

„Zu ihrem uralten Rechte und ihrer Unabhängigkeit," sagte Andrea.

„Unabhängigkeit!" rief Napoleon, „wohin hat sie geführt? Zu Mord und Elend."

„Der Präsident wird zurückkehren," antwortete Andrea, „und sein Werk vollenden."

„Was wird er aus Corsica machen? Ein Stückchen Erde voll Herren und Knechte, von Advokaten regiert, vielleicht wohl gar zuletzt unter englischen Schutz gestellt und ausgesogen von diesen Krämern."

„Immer besser," sagte Andrea, „als eine Beute von Speculanten, denen Alles feil ist, selbst Freiheit und Vaterland, wenn sie dadurch ihre Zwecke erreichen können."

Napoleon's Gesicht erstarrte noch mehr. Ein Zucken lief dabei um seine Lippen, er konnte sich kaum noch

beherrschen. „Wir werden uns in Ajaccio wieder begegnen,“ sagte er.

„Es ist schade, daß wir nicht zusammen reisen können, Napoleon. Aber ich muß nach Paris, um zu sehen, was für des Präsidenten Zurückberufung aus der Verbannung gethan werden kann.“

„Und dann, Carlo Andrea?“

„Dann wird Corsica wieder ein Haupt und eine Seele haben.“

„Er, der Greis!“ schrie Napoleon, „aber Du, sein Arm und sein Geist neben ihm.“

„Wenn ich zu seinem Ruhme beitragen kann, will ich gewiß nicht fehlen.“

„Das war es?“ rief Napoleon, und eine corsische Gluth loderte in seinen Augen auf. „Darum wolltest Du mich in Frankreich wohl versorgt zurücklassen?“

„Ein Franzose muß in Frankreich am glücklichsten sein,“ lächelte Pozzo di Borgo, „und nach Allem, was Du als wahr und gewiß betheuertest, ertheilte ich Dir den verlangten Rath offen und ehrlich.“

„Ehrlich!“ versetzte Bonaparte verächtlich, „laß uns offen und ehrlich sein. Deine Theilnahme für mich war Falschheit, ich verstehe Deine Zwecke. Seit wir denken können, hassen wir uns, und dieser Haß wird uns begleiten, so lange wir leben.“

„Wer weiß das, mein lieber Napoleon?“ sagte Andrea.

„Ich!“ erwiederte dieser heftig, „ich! Wir werden uns in Corsica schnell wieder gegenüber stehen.“

„Wir werden Beide für die Freiheit kämpfen.“

„Du für die Freiheit, wie sie Paoli im Sinne hat, ich für die Freiheit des Menschengeschlechts, für die Grundsätze der Revolution! Du wirst davon abfallen. Du hassest diese Lehren, Du hassest Frankreich und hassest mich.“

„Und Du,“ antwortete Carlo Andrea, „Du liebst nur Dich, nichts Anderes auf Erden. Diese glühende Selbstsucht wird der Strom sein, der Dich verschlingt.“

„Ha!“ rief Napoleon, „Du wirst Corsica und Paoli verlassen, wirst den Despoten Dich in die Arme werfen und ihr Werkzeug werden. So wirst Du enden!“

„Und wie wirst Du enden?“ fragte Andrea.

Sie standen sich Beide gegenüber und blickten sich mit starren, durchbohrenden Augen an, als läse der Eine in der Seele des Andern, und vor ihnen enthüllte sich die Zukunft in wunderbaren und schrecklichen Bildern.

„Laß uns scheiden,“ sagte endlich Napoleon kalt. „Wir werden Beide thun, was wir vermögen, und

werden erfahren, was uns bestimmt ist. Geh' Deinen Weg, Carlo, aber hüte Dich. Es kann sein, daß ich Dich einst erschießen lasse."

„Ich werde Dich nicht tödten, Napoleon," erwiederte Pozzo di Borgo mit seinem stechend scharfen Lächeln, „aber ich werde Dir Dein Grab graben. — Lebe wohl!"

Und sechsundzwanzig Jahre später stand der russische General und Minister Carlo Andrea Pozzo di Borgo in seinem glänzenden Cabinet in Paris und hielt in der Hand ein Papier, das er mit demselben scharfen Lächeln betrachtete. Es war die Bestätigung über des gefangenen Kaisers Napoleon Schicksal. Pozzo di Borgo vornehmlich hatte seine Fortführung nach St. Helena gefordert und durchgesetzt.

„Ich habe gehalten, was ich ihm versprochen," sagte er. „Wir thaten Beide, was wir vermochten, das Schicksal hat über uns entschieden. Ich trieb ihn aus Corsica und ließ ihn verbannen, seine Anhänger vertrieben mich. Aber ich durchwanderte Europa, ihm Feinde aufzuwecken; ich war es, der die Cabinette zum Krieg trieb, ich schürte den Haß der Fürsten und der Völker, ich trieb Bernadotte zum offenen Bruch mit ihm, ich bewog die Feldherren zum raschen Zug auf

Paris. — So stieß ich ihn vom Throne, stieß seinen Sohn aus Rom, und jetzt — habe ich ihn nach Helena gebracht. Dafür hat er mich gehaßt und verfolgt," fuhr er fort, „gefürchtet und bedroht wie keinen Anderen. An ihm lag es nicht, wenn sein Gelöbniß nicht zur Wahrheit wurde. Was hätte er darum gegeben, mich in seine Gewalt zu bekommen? was hätte er gethan, wenn Kaiser Alexander sein dringendes Verlangen erfüllt und mich ihm ausgeliefert hätte? Er hätte mich erschießen lassen!" flüsterte er hohnvoll, und einen schrecklichen corsischen Triumph gesättigter Rache in den düstern Augen fügte er hinzu: „Dafür habe ich ihn nicht getödtet, aber sein Grab habe ich gegraben und habe jetzt die letzte Schaufel Erde auf ihn geworfen!"

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.